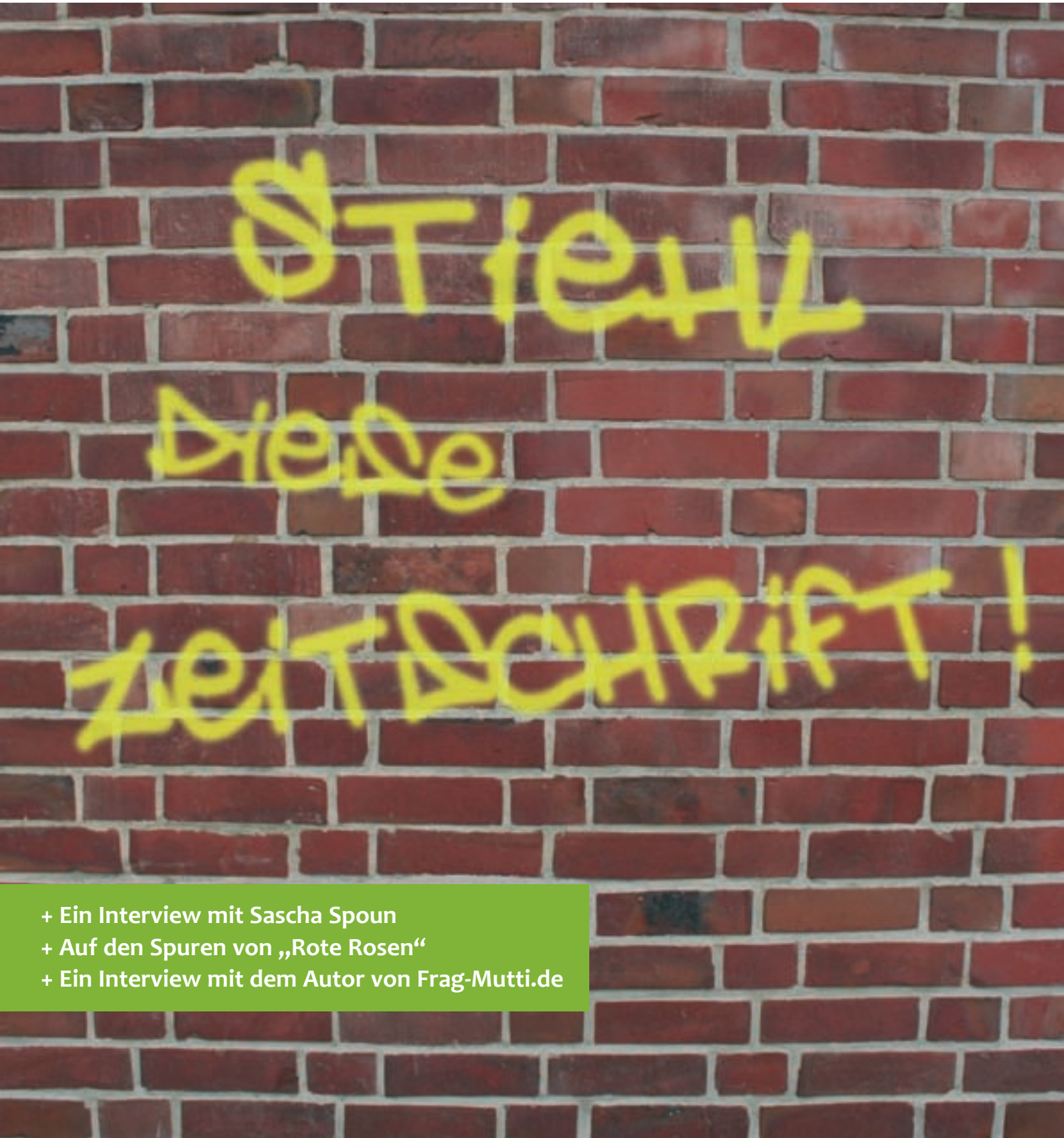
Ausgabe Nr. 56 I Dezember 2008

UNIVATIV

Das Lüneburger Hochschulmagazin



+ Ein Interview mit Sascha Spoun
+ Auf den Spuren von „Rote Rosen“
+ Ein Interview mit dem Autor von Frag-Mutti.de

Die wichtigsten Daten auf einen Blick

Dezember 2008 – März 2009

CAMPUS

22.12.-02.01. **Weihnachtsferien**

23.01. **Ende der Vorlesungszeit**

30.03. **Beginn der Vorlesungszeit**

CAMPUS LIFE

06.12. **Nikolausi-Turnier des Hochschulsports**
Fußball: Sporthallen I+II Kaltenmoor, Volleyball: Campushalle, Beginn: 12:00 Uhr

13.12. **Flohmarkt im Vamos!** Aufbau: 9:00 Uhr, Beginn: 10:00 Uhr

13.12. **Jahreskongress des Forschungsprojekts „NetzwerG“** Campus Rotes Feld, Beginn 9:00 Uhr

PARTY

06.12. **Nikolausi-Party im Vamos!**
Beginn: 22:00 Uhr

11.12. **House Classics ClubNacht im Vamos!**
Beginn: 22:00 Uhr

19.12. **WoMan Dance Special: Standard-Tanzkurs im Vamos!**
Einlass: 19:00 Uhr, Beginn: 19:30 Uhr

24.12. **The Holy Night im Vamos!**
Beginn: 22:00 Uhr

31.12. **Silvesterparty im Vamos!**
Beginn: 22:00 Uhr

10.01. **Lunatic Warm-Up Party No. 2**
Wunderbar, Beginn: 22:00 Uhr

MUSIK

10.12. **FELIX DE LUXE: 25 Jahre Taxi nach Paris im Vamos!** Einlass: 19:00 Uhr, Beginn: 20:00 Uhr

12.12. **Lotto King Karl & die Barmbek Dream Boys im Vamos!** Einlass: 19:00 Uhr, Beginn: 20:00 Uhr

13.12. **Booze Beer & Rhythm Wunderbar**

14.12. **Salt City Seven feat. Gary Heart**
Kulturforum Gut Wienebüttel, Beginn: 20:30 Uhr

18.12. **Jimmy Cornett Band feat. Wolf Kemper, Mitch Link** Wunderbar

10.01. **Sputnik Booster & The Future Posers**
AStA Wohnzimmer, Beginn: 20:30 Uhr

11.03. **BAP: Radio Pandora - Tour 2009 im Vamos!**
Einlass: 19:00 Uhr, Beginn: 20:00 Uhr

KULTUR

06.12. **Konzert/Lesung: Roger Trash Hausbar,**
Beginn: 20:00 Uhr

07.12. **Improvisations-Theater Haifischbecken**
Wunderbar

09.12. **Lesung: LiteraTour Nord: Charles Lewinsky - Zehnundeine Nacht**
Heinrich-Heine-Haus, Beginn: 20:00 Uhr

11.12. **Jess Jochimsen: Durst ist schlimmer als Heimweh im Vamos!**
Einlass: 19:00 Uhr, Beginn: 20:00 Uhr

12.12. **Lesung: Cees Nooteboom - Roter Regen**
Heinrich-Heine-Haus, Beginn: 20:00 Uhr

13.12 **Lesung: Thomas Gsella Campus**
Bibliotheksfoyer, Beginn: 20:30

13.12. **Poetry Slam Hausbar,** Beginn: 20:00 Uhr

16.12. **Satire mit Jan-Christof Scheibe**
Kulturforum Gut Wienebüttel, Beginn: 20:30 Uhr

17.12. **Lesung: Wladimir Kaminer:**
Live 2008 / 2009 im Vamos!
Einlass: 19:00 Uhr, Beginn: 20:00 Uhr

20.12. **HAUSBAR Unplugged: Piroth**
Hausbar, Beginn: 20:00 Uhr

26.01. **Kultur & Kulinaria im Cafe Neun**
Einlass: 17:30 Uhr

26.01. **Lesung: Armin Mueller-Stahl:** Bin schon Gaukler 50 Jahr´... im Vamos!
Einlass: 19:00 Uhr, Beginn: 20:00 Uhr

28.01. **Kabarett: Bernd Gieseking:** Ab dafür! Im Vamos!
Einlass: 19:00 Uhr, Beginn: 20:00 Uhr

01.03. **Literarisches Kabarett mit Christof Stählin**
Kulturforum Gut Wienebüttel, Beginn: 18:00 Uhr

LÜNEBURG

06./07.12. **Historischer Christmarkt**
St. Michaelis, Lüneburg

26.11.-23.12. **Lüneburger Weihnachtsmarkt**
Marktplatz Lüneburg, täglich bis 19:00 Uhr

Alle Angaben ohne Gewähr.

Editorial

▶ Stiehl diese Zeitschrift!

Lieber Leser!

Da wir aus Leserumfragen wissen, dass eh niemand das Editorial liest, nutzen wir den Raum für ein paar schöne Wörter: Sonne. Strand. Freibad. Ausgehen. Kuss.

Na, überrascht? Wir sind nicht wie die anderen Zeitschriften, die im Hörsaalgang ausliegen. Wir sind innovativ.

Wir wollen ehrlich zu Dir sein: Die Univativ-Ausgabe, die Du gerade vor Dir hast, ist das Beste, was jemals gedruckt wurde.
Nicht nur im Vergleich zu anderen Hochschulzeitschriften, sondern auch zu Zeitungen und Büchern.

Lesen.Wissen.Reden – dafür steht die Univativ.
Wir wollen informieren, animieren und amüsieren.

Aus steuerrechtlichen Gründen gibt es jetzt übrigens eine neue Chefredaktion. Das wollten wir eigentlich gar nicht machen, aber wir kamen zu spät zur letzten Jahreshauptversammlung und das waren die letzten Posten, die noch übrig waren.

Dringende Empfehlung zum Schluss: Schnell umblättern und loslesen!
Campusleben in Deinen Händen!

Annika J. Höppner
Katarina Trost
Martin Gierczak

vom FASS®

VOM FASS
in Lüneburg
wünscht allen eine
schöne Adventszeit
und
Frohe Weihnachten!

VOM FASS Lüneburg,
Bardowicker Str. 11, Fon 04131-3 11 59
www.vomfass-lueneburg.de

Öl, Essig, Wein, Whisky, Grappa, Likör, Rum, Obstbrände, Cognac, Calvados, Sherry, Absinth, Aquavit, Wodka, Gin, ...

Geld macht nicht glücklich.

Aber es rettet Leben.

Spendenkonto: 41 41 41
BLZ: 370 205 00
DRK.de

Mach-mit-DRK.de
DEUTSCHES ROTES KREUZ
Eines für alle ...

GiroPRIVILEG SILBER30.
Das Girokonto mit vielen Vorteilen
für alle bis 30.

Sparkasse
Lüneburg
www.die-sparkasse.de

GiroPRIVILEG SILBER30 ist das Girokonto mit Flatrate-Charakter. Sie erhalten unsere Serviceleistungen und darüber hinaus eine Vielzahl von Mehrwertleistungen zu einem Festpreis von 4,00 € p. M. Wir beraten Sie gern über dieses neue Kontomodell.
Stand: 10/2007

Inhaltsverzeichnis

▶ UMFRAGE

06 **Univativ Umfrage**
Was macht dein Leben lebenswert?

▶ CAMPUS INSIDE

07 **Leuphanten zweiter Klasse**
Startwoche 2007 versus Startwoche 2008

08 **Gestohlene Hoffnungen**
Eine persönliche Bilanz des ersten Jahres Leuphana Bachelor Kulturwissenschaften

▶ UNIVATIV TRIFFT

10 **„Ich habe mich für das Werden von Dingen interessiert."**
Ein Interview mit Sascha Spoun

14 **Die eierlegende Wollmilchsau**
Tine Wittler über wilde Zeiten, schizophrene Momente und unnütze Stehhübschs

▶ STUDENTEN AKTIV

18 **Was ist Lacrosse?**
Von den Indianern gestohlen: Baggataway, der kleine Bruder des Krieges

19 **Klassik meets Clubbing**
Tritonus holt das erfolgreiche Treppenhausorchester nach Lüneburg

▶ HELDEN

20 **Lachs aus der Spülmaschine?!?**
Ein Interview mit dem Bestsellerautor Hans-Jörg Brekle über Salzkartoffeln, Günther Jauch und Rollenklischees

22 **10 Tipps von Mutti:**
von www.frag-mutti.de

23 **10 Tipps von Vati:**
von www.frag-vati.de

▶ LÜNEBURG

24 **Rosige Zeiten in Lüneburg**
Auf den Spuren von „Rote Rosen": Eine Serie erobert die Hansestadt

▶ PARENTS' CORNER

25 **Zeit der Wünsche**
Die Mensaspielecke ist umgezogen

▶ GLOBETROTTER

26 **¿Hablas español ...?**
… no puedo más!

27 **¿Hablas español ...?**
Si, sin duda!

28 **Israel außerhalb des Nachrichtenteils**
Umweltwissenschaftler erkunden Israels biologische und kulturelle Vielfalt

30 **Auf Hauptstädtetour im Norden**
Kopenhagen ...

▶ ZEITGEIST

32 **Gilgamensch**
Zwischen zwei Dunkelheiten

34 **Livelines …**
Der alltägliche Produktivitätswahnsinn

36 **Hilfe, ich habe Geburtstag!**
Studenten – gefangen in der Quarterlife Crisis

37 **Risse**
Was unsere Väter noch wussten

38 **Freddie fehlt trotzdem.**
Die halbe Queen ist zurück mit „The Cosmos Rocks"

38 **Seelenheil in der Ferne**
Elmar Wepper brilliert in Dörries „Kirschblüten – Hanami"

38 **Macht Erfolg glücklich?**
„Becks letzter Sommer" wird erzählt von Debütant Wells

38 **Webtipp: Freunde finden**
Neu in Lüneburg? Kontakte übers Internet knüpfen

39 **Impressum**

Univativ-Umfrage

▶ Was macht dein Leben lebenswert?

In unserer neuen Univativ-Rubrik wollen wir eure Meinungen, Stimmen und Stimmungen einfangen. In dieser Ausgabe möchten wir von euch wissen, was euer Leben lebenswert macht.

Umfrage und Fotos: Annika J. Höppner

„Die Liebe zu meiner zukünftigen Freundin."

Manuel P. Wirtschaftspsychologie; 1. Semester

Sie: „Freunde und sich jeden Tag etwas Schönes gönnen."
Er: „Lecker Essen"

Constanze v. M. und Andreas B.; Angewandte Kulturwissenschaften, 9. Semester

„Einfach den Augenblick zu genießen."

Gabija J.; Sozialpädagogik, 3. Semester

„Jeden Tag neu zu entdecken, wie reich Gott mich gesegnet hat."

Siena G.; BWL, 3. Semester

„Jeden Tag eine neue Herausforderung und Aufgabe."

Dr. Sascha Spoun, Präsident der Leuphana Universität

„Die neuen Folgen von Grey's Anatomy."

Marina K.; Wirtschaftsrecht, 3. Semester

„Ziele, die es jeden Tag neu zu entdecken gibt. Frei nach Coco Chanels Motto ‚Ich bereue nur Dinge, die ich nicht gemacht habe'. Außerdem Freunde und Reisen."

Lennart M.; Angewandte Kulturwissenschaften, 7. Semester

Weitere Antworten: „Eine heiße Badewanne im Winter, eine kalte Dusche im Sommer", „Meinen Bruder ärgern", „Massiert zu werden", „Pommes rot-weiß", „Urlaub", „Die Luxusartikel, die ich mir nach diesem Studium werde leisten können", „Immer wieder Loriot gucken", „Morgens Scrubs gucken, wenn ich eigentlich im Hörsaal sitzen sollte."

Leuphanten zweiter Klasse

▶ Startwoche 2007 versus Startwoche 2008

Herzlich Willkommen, ihr neuen Leuphanten und ein freundliches „Töööröööh“ in eure Richtung! Wir begrüßen euch auf unserem wunderschönen Campus, der dank Herrn Libeskind bald noch viel wunderschöner werden soll. Doch, oh nein, dieses Jahrhundertereignis werden wir schon nicht mehr erleben, wir sind nun mal der erste Leuphana-Jahrgang, der mit den Kinderkrankheiten!

Nein, keine Angst, ihr könnt euch bei uns nicht anstecken, denn inzwischen wurde der Leuphana Bachelor ja geimpft. Alles wird noch ein bisschen besser, noch ein bisschen schicker, noch ein bisschen prominenter. Und dabei dachten wir ersten Leuphanten, wir wären die Bevorzugten! Wir Armen mussten uns als Erstis einzig und allein mit Jimmy Carter begnügen, den die meisten 1. nicht einmal gesehen haben, weil irgendein Kirchenpfeiler immer im Weg stand, der 2. schneller wieder weg war als wir gucken konnten und den wir 3. kaum verstanden. Unsere Englischkenntnisse mussten wir ja erst bis zum zweiten Semester nachweisen. Wie viel besser hattet ihr es da mit unserem Ministerpräsidenten Christian Wulff, Ex-Bundesminister Wolfgang Clement, BA-Chef Franz-Jürgen Weise und wer weiß nicht wem.

Ein Leuphant.

Und dann die Fallstudie! Während unsereins sich noch mit der Sanierung des Leinwiger Theaters beschäftigen musste, durftet ihr gleich dem ganzen Lebens- und Wirtschaftsraum Leinwig neues Leben einhauchen. Arbeitsmarkt, Strukturwandel – sind das nicht die großen Themen des 21. Jahrhunderts? Wie gerne hätten wir die gleichen Erfahrungen gesammelt wie ihr, Erfahrungen, auf die es später ankommt im Leben! Kultur, das kann sich doch heute eh niemand mehr leisten.

Natürlich, dabei sein ist alles – aber die Preise, die ihr für eure 1a-Bearbeitung der Fallstudie erhalten habt, lassen uns vor Neid erblassen. iPods für alle und Gutscheine führender Kaufhäuser und Buchhandlungen noch obendrauf! Ich möchte nicht eingebildet erscheinen, aber (räusper) im letzten Jahr hat meine, also unsere Gruppe den hervorragenden zweiten Platz bei der Lösung der Fallstudie belegt, ja ja. Die Freude war natürlich riesig und auch unser Preis – Karten für das Deutsche Schauspielhaus in Hamburg – sagte uns zu, wir wussten ja noch nichts von euren iPod-Geschichten. Aber dann ging es los: „Ja, entschuldigen Sie vielmals, aber mit dem Schauspielhaus, das wird wohl leider nichts. Stattdessen können wir Ihnen Karten für das Lüneburger Theater anbieten.“ Na gut, was soll’s, geschenkt nehmen wir alles, dachten wir. Doch trotz zahlreicher Nachfragen kam es nie zu einem Theaterbesuch, weder in Hamburg, noch in Lüneburg und schon gar nicht in dem von uns doch topsanierten Leinwiger Theater. Wie hätten wir uns da auch nur über einen iPod Shuffle gefreut!

Fotos: Uwe Lindemann

Genießt eure Zeit als Nesthäkchen!

Liebe Alt-Bachelor, liebe Magister, liebe Diplomer, liebe Staatsexamer und wen ich alles noch vergessen habe sollte: Wir wissen jetzt, wie ihr euch fühlen müsst! Ungeliebt, missachtet, abgeschrieben, links liegengelassen. Es ist schmerzhaft zu merken, nur noch Leuphanten zweiter Klasse zu sein. Nicht einmal eine so schöne Startwochentasche hatten wir! Das Leben ist wirklich hart und der Gedanke, dass in einem Jahr noch ein neuer Jahrgang mit uns um die Gunst unserer Universitätsleitung ringt – kaum auszuhalten. Also, ihr lieben Leuphana-Erstis, genießt eure Zeit als Nesthäkchen – wer weiß, was danach kommt!

Katharina Elixmann

Gestohlene Hoffnungen

▶ Eine persönliche Bilanz des ersten Jahres Leuphana Bachelor Kulturwissenschaften

Fundierte Kritik an dem neuen Leuphana-Konzept gibt es an anderer Stelle nachzulesen, z.B. in der ASTA 2.0, dem WKN-Bericht oder den Senatssitzungsprotokollen. Doch die erzählen wenig von den subjektiven Erwartungen und Hoffnungen der „Leuphanten". Ein paar persönliche Stimmen, die sich zur zweiten Runde des Leuphana Bachelors Kulturwissenschaften melden.

„Über Freunde bin ich auf die Leuphana aufmerksam geworden", erzählt Lisa*. „Die Uni-Webseite war sehr vielversprechend aufgemacht. Ich dachte, hier kann ich in einem sehr praxisorientierten Studium die für mich relevanten Schwerpunkte im Major studieren: Medien und Kommunikationswissenschaften. Ich habe mich sehr gefreut, als ich angenommen wurde." Nach der Einführungswoche dann der Schock: Statt wie versprochen aus fünf Schwerpunkten des Majors zwei wählen zu können, wurden nur noch vier angeboten, von denen einer zur Wahl stand. „Unser Koordinator für den Major stand in der ersten Informationsveranstaltung vor uns als schon alles zu spät war und erzählte uns: ‚Aus organisatorischen Gründen müssen wir das jetzt so machen.' Ich fiel aus allen Wolken."

Bis Anfang 2008 waren die Falschinformationen online – ein riesiges Kommunikationsproblem

Die Studienordnung sollte bis zum Ende des Semesters nicht fertig werden. Trotzdem hielt es die Uni nicht für nötig, die betreffenden Internetseiten mit den Falschinformationen offline zu nehmen. Anfang 2008 fanden Schnuppertage an der Uni statt – an denen die gleichen Hochglanzbroschüren ausgegeben wurden, die schon die ersten Leuphanten erhalten hatten – und fünf Schwerpunkte anpriesen. „Es war einfach ein riesiges Kommunikationsproblem. Wenn wir früher gewusst hätten, dass wir nicht das studieren können, was versprochen wurde, hätten wir uns sicherlich anders entschieden. Das Konzept Leuphana an sich finde ich ja gut, nur für mich nicht, weil glasklar war, dass ich zwei Schwerpunkte studieren will." Lisa tröstete sich zunächst damit, dass sie ihre Module aus dem Integrationsbereich frei aus allen Fächern würde wählen können. Das wären dann immerhin im gesamten Studium sechs Module aus ihrem anderen Wunsch-Schwerpunkt. Dass diese Rechnung nicht aufging, bemerkte sie erst, als sie in „myStudy" ihren Stundenplan für das nächste Semester zusammenstellen wollte. Die Module für den Integrationsbereich waren für alle Semester vorgeschrieben. „Wieder ohne es öffentlich zu kommunizieren – ich habe das wirklich eher durch Zufall herausgefunden." Lisa hatte die Nase voll. Sie studiert nun Medien- und Kommunikationswissenschaften an der Uni Hamburg mit dem Nebenfach BWL und ist „sehr happy".

Übrigens nur eine von drei StudentInnen, die nach dem ersten Semester das Studium abbrachen, weniger als 1,5 Prozent. Die offizielle Statistik nach dem Sommersemester 2008 liegt dem Immatrikulationsamt noch nicht vor.

„Ich habe nur die dicken Dollarzeichen über der Leuphana gesehen"

So schlimm kann es also für die anderen nicht gewesen sein. Oder doch? Drei Hiergebliebene stehen Rede und Antwort. Ihr Urteil fällt sogar noch drastischer aus. „Auch wir waren von dem tollen Internetauftritt beeindruckt. Das wird Elite! Das wird toll! Spoun und Keller haben Leuphana bei der Begrüßung so gehypt, wir waren total verblendet", meint Mareike. Geblendet haben auch die Hochglanzbroschüren, welche die Fallstudien-Startwoche begleiteten, in denen ein fiktives Theater gerettet werden sollte. „In der ersten Woche habe ich nur die dicken Dollarzeichen über der Leuphana gesehen. Ein Prof wurde aus New York eingeflogen, einer aus der Schweiz – in meinen Augen völlig sinnlos", so Annabelle. Mareike, Annabelle und Simone hatten gehofft, in der Startwoche die Uni richtig kennen zu lernen. Wie funktioniert das mit der Mensacard, wo finde ich was etc. „Stattdessen wurde in der Fallstudie irgendwelches BWL-Wissen gefordert, das wir noch gar nicht hatten. Wir sind rumgehetzt, mussten Interviews mit irgendwelchen Schauspielern führen. Wir waren überfordert und überbetreut. Trotzdem hatten wir am Ende der Woche nichts von der Uni gesehen, keine sinnvollen organisatorischen Sachen. Wir waren total fertig", sagt Mareike. „Wir fühlten uns verarscht", ergänzt Simone.

Auch das erste Semester hielt nicht das, was die Hochglanzbroschüre versprach. Sie sollten in die Lage versetzt werden, eine Hausarbeit schreiben zu können, wissenschaftlich zu arbeiten. Dafür war ein „Leuphana-Leitfaden" entwickelt worden. Annabelle berichtet: „Den hat niemand beachtet. Der Unterricht in den einzelnen Gruppen war total unterschiedlich. Im Endeffekt wurde doch alles vorausgesetzt."

Die Konferenzwoche im März stand unter dem Thema „Verantwortung im Zeichen der Nachhaltigkeit". Mareike berichtet: „Nachhaltig ist hier gar nichts. Für jeden Einzelnen wurden Hochglanzbroschüren und Mappen gedruckt. Jeder bekam ein Namensschild. Kein einziger Dozent hat teilgenommen und von uns waren auch nur 50 Leute da. Uns war das zu blöd."

„Wir werden die Taxi-Elite, da kommt man auch viel rum"

Der von ihnen gewählte Schwerpunkt Tourismus wurde zum Glück nicht gestrichen. Trotzdem studieren sie nicht das, was sie wollten. „Wir hören doppelt soviel Kulturgeographie wie Tourismus, in dem Feld wird nur eine Veranstaltung pro Semester angeboten", klagt Annabelle. „Der Prof ist eigentlich Experte für Kulturgeographie. In Tourismus hat er sich für die Veranstaltung eingelesen. Wir lernen da nichts." Insgesamt hatten sie sich ein praxisorientiertes Studium versprochen, in dem man lernt, was in der Wirtschaft erwartet wird. Das ist bei einem Schwerpunkt Tourismus mindestens eine Fremdsprache. Insgesamt dürfen die Leuphana Bachelor aber nur in zwei Semestern eine Sprache bele-

* Namen von der Redaktion geändert

gen. Was sich auch schon schwierig gestaltet, da sich das Problem des Unterangebots im Bereich Sprachen noch verschärft hat. „Man muss doch verhandlungssicher sein in einer Fremdsprache. Ich will mein Spanisch mehr vertiefen“, fordert Annabelle. „700 Euro! Da gehe ich doch lieber in den Volkshochschulkurs. Da muss man sich wenigstens nicht um die Plätze prügeln“, ergänzt Mareike. Das Studium ist insgesamt nicht auf Tourismus ausgelegt, obwohl es so heißt. „Wenn du hier raus gehst, kannst du dir sicher sein, dass du nichts kannst. Da hätte ich eher eine Ausbildung machen sollen, da weiß man wenigstens, was man später kann. Wenn man hier nur im Stich gelassen wird. Die nationale Presse kam aus der Lobhudelei ja nicht heraus. Auch von Spoun und Keller wurden wir total verblendet. Wir haben es erst gemerkt, als wir richtige Professoren vor uns sitzen hatten. Die sind auch alle gegen Leuphana, das merkt man an den zahlreichen Seitenhieben, die sie fallen lassen. Die Nachricht war ‚Wechselt so schnell ihr könnt’. Wir saßen da und dachten ‚Was habe ich mit meinem Leben gemacht’.“

Selbst die Studenten, welche die versprochenen Schwerpunkte wählen konnten, können also nicht das studieren, wofür sie her gekommen sind. Auf das Arbeitsleben im Tourismus werden sie nicht vorbereitet, Inhalte nicht vermittelt. „Wir werden die Taxi-Elite. Da kommt man auch viel rum.“

Fühlen und Malen – auch Scheller wurde es zu bunt

Besonders deutlich wurde die kritische Haltung der Professoren auf einer Graduiertenveranstaltung, als der Wirtschaftsinformatik-Dekan Hoffmann durch die Blume dem anwesenden Spoun die Meinung sagte. Dem gefror das Lächeln. „Wir fanden das witzig“, erinnert sich Simone. Mareike schien der Gang ins Präsidium unausweichlich. David Scheller-Kreinsen, damals zuständig für das Leuphana College, hörte sich ihre Beschwerden an. Im Komplementärstudium musste sie einen Audio Guide für die Kirche St. Johannis erstellen, jede Woche die Ergebnisse präsentieren, sich um Marketing und Werbung kümmern. Am Ende eine Hausarbeit abgeben. Für dieselben Credit Points sollten ihre Kommilitonen in „Kunst und Ästhetik“ ihre Gefühle malen oder im Chor singen. Das stünde in keinem Verhältnis. Das Audio Guide-Projekt hätte sie nicht interessiert, sie komme nicht in die Sprachkurse, habe kaum Tourismus. Scheller hörte sich alles lächelnd an und erwiderte auch etwas, das nur scheinbar ohne Inhalt war, geschweige denn Lösungsvorschlägen. Die Art der Kommunikation, wie sie im Präsidium üblich ist, wurde schon an vielen Stellen angeprangert. Mittlerweile hat Scheller die Leuphana verlassen. Seine Nachfolgerin ist Anja Mensching. „Die mag ich echt gerne“, betont Mareike „Es tut mir leid, dass sie jetzt als Blitzableiter missbraucht wird von Spoun.“

Insgesamt seien die Perspektiven, die im Komplementärstudium angeboten werden, sinnvoll. Es nehme nur mehr Zeit in Anspruch als der Major, was als sinnentfremdet empfunden wird. Auch die Idee von Leuphana an sich wird sehr begrüßt. Das Problem ist nur, dass nicht das umgesetzt wird, was versprochen wird. „Für die Zukunft“ ist die Ausstattung mit Büchern über Tourismus in der Bibliothek nicht. „Die sind entweder 20 Jahre alt oder ständig ausgeliehen.“ Die BWLer hingegen sind sehr zufrieden. „Man merkt, wie es sich hier langsam zur Wirtschafts-Uni entwickelt.“ Dabei ist auch nicht sicher, wie es für sie weiter geht. Durch den hohen Anteil an Komplementärstudiums-Inhalten ist nicht klar, ob sie an einer anderen Universität weiter studieren könnten. Eigentlich sind für einen Master in BWL 80 Prozent betriebswirtschaftliche Inhalte im Bachelor-Studium Pflicht. Die entworfenen Masterprogramme der Leuphana hören sich wieder sehr viel versprechend an. Aber die drei haben das Vertrauen verloren. Wenn allerdings der Leuphana Bachelor nicht akkreditiert werden sollte, bleibt ihnen nichts anderes übrig, als an der Leuphana weiter zu machen. Dazu müssten sie aber einen Notendurchschnitt von mindestens 2,5 erreichen. Dies wird dadurch erschwert, dass unter den Lehrenden keine Rücksichtnahme für die zu herrschen scheint, die sich ihren Lebensunterhalt verdienen müssen. „Die denken alle, wir kriegen das Geld von unseren Eltern.“

„Schon traurig, wenn man hier gelandet ist“

Wieso haben sie keine Konsequenz daraus gezogen und sind gegangen wie Lisa? Mareike begründet: „Wir hatten ja schon so viel investiert. Das Geld, der Umzug. Mittlerweile haben wir hier auch Freunde gewonnen. Im dritten Semester auszusteigen scheint uns nicht sinnvoll, da es jetzt eh bald vorbei ist. Wo sollen wir auch hin? Unsere Scheine bekommen wir nirgendwo angerechnet. Leuphana, was ist das?“ Bei Annabelle ist die Situation noch komplizierter. „Ich habe schon ein Studium abgebrochen. Ich habe jetzt keine Wahl mehr und muss den Abschluss machen.“ Am Anfang hatten sie noch gehofft, dass sich etwas ändert. Spätestens seit auch Frau Merkel bemerkt hat, dass Partizipation zu lange dauert, haben sie die Hoffnung aufgegeben. Auch die Mitbestimmung der Otto Group im Universitätsgeschehen wird bedauert. „Die lassen sich kaufen. Ist schon traurig, wenn man hier gelandet ist.“ Was ist hier passiert? Wie können Versprechung und Realität so weit auseinander klaffen? Thies Johannsen, studentischer Senator der Leuphana, versucht zu erklären: „Das Konzept sieht auf dem Reißbrett toll aus, funktioniert aber nicht. Hier steht ein Marketingkonzept einer Universitätskultur gegenüber, die erst noch verschmelzen müssen. Die Universitätskultur ist nicht aus der Mitte gebildet worden, sondern wurde übergestülpt, oktruiert. Das Präsidium will seine Vision verwirklichen mit seinen Reformen und dem dazu gehörigen Marketing. Die Umsetzung passiert hier so schnell, unter Einbeziehung von so vielen externen Institutionen, dass sich keine genuine Unikultur bilden kann. Es wird ein Produkt geschaffen, Produkt Universität, was man nach außen hin kommunizieren kann. Dahinter steht ein sehr träger Universitätsapparat, der da nicht mitkommt. Auf menschliche Kapazitäten und Ressourcen wird keine Rücksicht genommen.“

Fabienne Erbacher

„Ich habe mich für das Werden von Dingen interessiert.“

▶ Ein Interview mit Sascha Spoun

Univativ: Warum sind Sie nach Lüneburg gekommen?
Dr. Sascha Spoun: Im Sommer 2005 wurde ich von der Findungskommission angesprochen und eingeladen mich zusammen mit mehreren Bewerbern vorzustellen, was eine Idee für die Zukunft der Universität Lüneburg nach der Fusion sein könnte. Der Grund warum ich gekommen bin, war die einstimmige Wahl in Findungskommission, Senat und Stiftungsrat.

Hat Sie auch die Stadt Lüneburg angezogen?
Spoun: Die Stadt Lüneburg ist ein wichtiges Argument. Ich glaube, sie gehört zu den schönsten Städten Deutschlands. Es ist eine der wenigen Städte, in denen man gerne und gut leben kann.

Sind die deutschen Studenten im internationalen Vergleich zu alt?
Spoun: Nein. Entscheidend bei Studierenden ist die Leidenschaft für das Studium, das Interesse an Fragen, das Interesse an Neuem und daran Grenzen zu überschreiten. Das ist unabhängig vom Alter. Die Debatte muss um Inhalte gehen, nicht um Altersfragen.

Welches ist Ihrer Meinung nach der größte Unterschied zwischen Schweizer – und Deutschen Studenten?
Spoun: Da gibt es erstaunlich viele Unterschiede. Ich glaube, die Schweizer Studierenden sind in vielen Punkten sehr viel zurückhaltender oder anders formuliert: Die Deutschen Studierenden sind an einigen Stellen sehr viel direkter. Man darf daraus aber keine falschen Schlussfolgerungen bezüglich Interesse und Qualität ziehen. Das hat etwas mit der Kultur zu tun. Ich glaube, die Deutschen zeigen sehr viel stärker, wenn sie etwas können oder wenn sie etwas wollen oder wenn sie etwas meinen. Sie kennen ja die sprichwörtliche Berner Langsamkeit…[lacht]

Stimmt es, dass Sie noch immer in der WG in St. Gallen wohnen, wie zu Studienzeiten?
Spoun: [lacht] Ja, es ist eine sehr schöne Wohnung und es ist ein großes Glück sie immer noch zu haben.

Sie waren zwei Jahre Präsident der Studentenschaft in St. Gallen. Was sagen Sie dazu, dass immer mehr Initiativen an der Uni einen Mitgliedermangel zu verzeichnen haben, weil die Studenten unter chronischem Zeitmangel leiden?
Spoun: Wesentlich ist das Studium nicht nur als eine Ansammlung von Lehrveranstaltungen zu verstehen, sondern als eine Lebensphase, in der man ganz verschiedene Erfahrungen sammeln will und auch sammeln kann. Lernen ist ein vielfältiger Prozess, es ist einer zwischen Professorin und Student, aber genauso unter den Studierenden selbst. Gerade diese Initiativen bieten die Gelegenheit, eigene Projekte mit Kommilitoninnen und Kommilitonen zu verwirklichen. Ich habe dort sehr viel gelernt und würde das auch nicht missen wollen. Deswegen kann ich auch nur allen empfehlen, sich in Initiativen zu engagieren. Wir wissen, dass viele attraktive Universitäten ein reichhaltiges Campusleben und sehr viele studentische Initiativen haben. Auch hier, an der Leuphana Universität: im DSI sind 25 Initiativen organisiert und es gibt die Möglichkeit sich hochschulpolitisch zu engagieren bspw. im AStA oder StuPa.

Was haben Sie denn persönlich mitgenommen aus Ihrem Engagement an der Uni?
Spoun: Als erstes natürlich eine Reihe von Freundschaften, damals aus der Zeit der Studentenvertretung, mit denen ich heute nach wie vor noch in guter Verbindung stehe. Das Zweite ist die Erfahrung, dass - wenn man sich anstrengt - man tatsächlich Dinge erreichen kann, die vorher unmöglich erschienen. Das Dritte sind Unterschiede zwischen Ideen und Wirklichkeit. Zwischen Ideen aus dem Lehrbuch und gelebter Wirklichkeit. Ich glaube, gerade in den studentischen Initiativen, wo es ja um die Sache geht und nicht um irgendeine Berufstätigkeit, tauchen diese Aspekte sehr viel stärker auf.

"Die Deutschen zeigen sehr viel stärker, wenn sie etwas können oder wenn sie etwas wollen oder wenn sie etwas meinen."

In Ihrem Büro brennt noch weit in die Nacht das Licht. Man spricht von einem 15 Stunden Arbeitstag bei Ihnen. Wann schlafen Sie noch?
Spoun: [lacht] Am Wochenende schlafe ich sicher mehr als unter der Woche. Das Interessante ist, man kann es gewissermaßen trainieren, auch mit weniger Schlaf leistungsfähig zu sein. Andererseits

könnte man natürlich auch sagen, was ich in einem acht oder zehn Stunden Tag nicht erreichen kann, dafür sollte ich nicht mehr Zeit aufwenden, weil ich sonst etwas falsch mache. Aber wir sind hier jetzt gerade in einer Phase der Veränderung und diese stellt viele Fragen und produziert Unsicherheiten. Daneben gibt es eine Reihe von Themen, die wir im Moment gleichzeitig verfolgen müssen, weil sich gute Chancen bieten oder weil dringende Notwendigkeiten bestehen. Zeitlich muss man sich halt darauf einstellen.

Was ist mit Werten wie Solidarität, zum Beispiel zu Gruppen für die es schwer ist ein Gehör zu finden?
Spoun: Solidarität ist einer der Werte, die wie ein informelles Verbindungs- und Vertrauensband wirken. Das heißt, ohne eine gewisse gelebte Zusammenarbeit, werden Sie nie Erfolg haben. Es ist immer zu sehen, dass dies nicht nur kleinere, sondern auch größere Gruppen betrifft. Diese Erweiterung des Horizonts der Solidarität fällt vielen Menschen sehr schwer.

Wo tanken Sie wieder Energie auf?
Spoun: Da gibt es zwei Typen von Situationen. Die einen Situationen sind diejenigen eines gewissen Rückzuges, anregungsarm, in denen Sie die Gelegenheit haben, dass die vielen Dinge die passieren, noch einmal vor Ihrem geistigen Auge vorbeifahren. Das ist eine wichtige Phase. Eine zweite Phase sind Anregungen, Themen oder Aktivitäten mit anderen Menschen als denen aus meinem Hauptjob. So dass Sie immer erkennen können, was wichtig und was weniger wichtig ist. Das Schlimmste wäre, wenn Sie Maßstäbe verabsolutieren würden. Dieser Sprung in dem Dreieck zwischen persönlichem Rückzugsgebiet, eigentlicher Hauptaufgabe und weiteren Tätigkeiten, die davon unabhängig sind, kann helfen eine Balance zu halten.

Was war Ihr Berufswunsch als Sie noch ein Kind waren?
Spoun: Die Berufswünsche haben gewechselt. Einer davon war Geschichtslehrer.

Hatten Sie einen Geschichtslehrer der Sie beeindruckt hat?
Spoun: Ich habe mich für das Werden von Dingen interessiert. Durch den Lateinunterricht werden Sie natürlich sehr stark in eine vergangene Zeit zurückversetzt und fangen als junger Mensch dann auch an, in dieser Zeit zu leben. Ich glaube, das wird daher rühren. Das Interessante ist ja, dass das Berufsleben anders wird als man erwartet. Ich kannte die Uni Lüneburg vorher nicht und das ist, was es spannend macht. Ich glaube auch, dass sich die Studierenden heute darauf einstellen sollten, dass sie in ihrem Berufsleben, das ja bis weit über das Jahr 2050 hinausreichen wird, ganz verschiedene Aufgaben in verschiedenen Organisationen wahrnehmen werden.

Gehen Sie manchmal in Lüneburg aus? Wenn ja: Was ist Ihr Lieblingslokal?
Spoun: Es gibt zwei Gelegenheiten wenn ich in Lüneburg ausgehe. Entweder wenn wir hier abends länger im Büro gearbeitet haben, mit denjenigen die durchgehalten haben oder eben wenn es Gäste

Fotos: Uwe Lindemann

"Die Berufswünsche haben gewechselt. Einer davon war Geschichtslehrer."

an der Universität zu betreuen gibt. Dementsprechend wechselt das je nach Gelegenheit. Ich habe aber noch nicht alle Lokale in Lüneburg kennengelernt.

Fehlen Ihnen die Berge?
Spoun: Ich nehme mir die Freiheit, mich ab und zu in die Nähe oder direkt ins Gebirge zu begeben.

Welches ist Ihr aktueller Lieblingsfilm?
Spoun: Vermutlich ist das Thema „Film“ jetzt eines, das ich zurückgestellt habe. Sie müssen einfach in meiner Situation gewisse Prioritäten setzen. Ich verfolge die Filme zurzeit maximal aus dem Feuilleton.

Was zeichnet eine gute Universität aus?
Spoun: Dass die Menschen gerne an ihr tätig sind. Ich glaube, die Frage der persönlichen Verbindung, rational und emotional, ist ganz entscheidend. Wenn Sie sich die verschiedenen Orte anschauen, dann sind es solche Initiativen, wie die Ihre, Univativ, die weit über das hinausreichen, was das Pflichtprogramm ist. Dies ist was die Uni lebenswert macht. Ich glaube auch, dass eine Verbindung während der Studienzeit und darüber hinaus, das heißt eine Verbindung unter Studierenden, mit den Lehrenden zusammen, auch nach dem Abschluss, ein ganz wichtiges Zeichen ist für eine

gute Universität. Denn Sie haben in der Regel nur eine Alma Mater und entsprechend ist das ein wichtiger Punkt. Ein anderer Aspekt ist derjenige, dass die Universität einen selbst an die Grenzen führen soll, an die Grenzen dessen, was man bislang gewusst hat, an die Grenzen dessen, was man für erreichbar hält, an die Grenzen der eigenen Disziplin, an die Grenzen des allgemeinen Horizonts. Das heißt, eine Universität ist ein Ort der Erkenntnissuche, der sowohl in einer inhaltlichen Tiefe des vorhandenen Interessengebietes als auch in der Breite darüber hinaus dienen sollte.

Also durchaus auch fordernd?
Spoun: Aus meiner Sicht: Ja. Denn das Leben wird reichhaltiger, wenn Sie gefordert werden und sich fordernden Situationen stellen. Nicht nur das eigene Leben, sondern auch der mögliche Beitrag, den Sie leisten können in Ihrem Berufsleben, Ihrem Privatleben, in Vereinen ist dadurch sehr viel größer. Letztendlich kommen Sie ja als Studierende an die Universität, weil Sie wachsen wollen und denken, dass Sie an der Universität am Besten wachsen können. Ich glaube auch, dass die Zufriedenheit damit letztendlich steigen kann, eben nicht nur der Leistungsaspekt, sondern auch der persönliche Aspekt. Denken Sie zum Beispiel daran, sich ein Ziel in der Musik oder im Sport zu setzen - wenn Sie erkennen, dass Sie es erreichen können, geht's Ihnen ziemlich gut.

Wo sehen Sie die Leuphana in fünf Jahren?
Spoun: Die Leuphana Universität sehe ich im Kreis der mittelgroßen deutschen Universitäten, die für ihr fachliches Wissen und für ihre Attraktivität als Universitätsort, also als einen Punkt, an dem man gern zusammenkommt, bekannt und profiliert sind. Wenn Sie sich die Uni Konstanz oder die Uni Bayreuth anschauen, sind das auch jüngere Gründungen, die für ein spezielles Profil stehen und ich glaube, so etwas ist auch für Norddeutschland interessant. Wir sind dabei, hier mit sehr viel Aufwand und Energie ein Profil aufzubauen. Wenn wir dafür bekannt sind, ein besonders herausragendes, interessantes und vielgestaltiges erstes Studium anzubieten, welches das Lösen von bevorstehenden Problemen in den Mittelpunkt stellt und für lebenslanges Lernen vorbereitet: Ja, das würde ich sehr gut finden, wenn uns das gelänge. Auf der fachlichen Seite haben wir die Entwicklungsschwerpunkte im Bereich Lehrerbildung, unternehmerisches Denken und Handeln, Kulturforschung und Nachhaltigkeitsforschung. Das sind zentrale Themen der Zivilgesellschaft. Wenn wir dafür als Expertinnen und Experten auf verschiedenen Ebenen gefragt sind, in der Wissenschaft, in der Praxis und in der Berufstätigkeit, dann führt die Entwicklung zu weiteren Perspektiven.

Was gefällt Ihnen am derzeitigen Verlauf der Universitätsentwicklung am wenigsten?
Spoun: Ich würde es abstrakter formulieren und sagen, dass viele Themen sehr aufwendig sind und sehr viel aufwendiger als sie sein müssten. Das ist eine, optimistisch formuliert, zentrale Herausforderung. Was am wenigsten gefällt ist, dass es nach wie vor wichtige Themen gibt, die wir insgesamt noch nicht bearbeitet haben oder noch nicht zum Erfolg führen konnten. Bei denen einfach noch weiterer Handlungsbedarf besteht, weil immer neue Probleme in den Weg gerollt werden. Wir haben beispielsweise Aufgaben aus der Fusion, die aufgrund divergierender Interessen immer noch nicht geregelt sind.

In einem Spiegel-Interview aus dem Jahre 2006 sagten Sie, dass alle Mitglieder der Uni ein Gemeinschaftsgefühl entwickeln müssen. Kann das noch erreicht werden?
Spoun: Wir sind in guter Entwicklung, aber wir müssen bedenken, dass diese Vorstellung für eine deutsche Universität sehr fremd ist. Wir haben hier individuelle Identitäten: Lehrstuhlidentitäten, Fachidentitäten und Fakultätsidentitäten, aber praktisch keine Universitätsidentität. Wenn dann noch divergierende Vorgängerinstitutionen vorkommen, ist es noch schwieriger. Aber wir sind in der Entwicklung, wenn man sich das neue Studienmodell anschaut. Nach der Startwoche sehe ich viele freudige Gesichter.

"Das Leben wird reichhaltiger, wenn Sie gefordert werden und sich fordernden Situationen stellen."

Außerdem sagen Sie, dass Sie sich den Campus wie in England vorstellen: viel Rasen, Bäume, keine Autos und ein großes Eingangstor. Ist das noch immer Ihre Ambition?
Spoun: Die Frage eines Campus ist tatsächlich von großer Bedeutung. Auf dem Campus sind Autos und Straßen etwas Trennendes, wenn sie dort gerne zusammenkommen möchten. Wir haben hier eine gute Grundanlage und wollen jetzt durch eine weitere Campusentwicklung mit den Ideen von Daniel Libeskind einen ganz wesentlichen Schritt gehen und damit eine der attraktivsten Campusanlagen deutschlandweit schaffen. Das ist wichtig, denn wenn Sie heute nach Bildern fragen und sie assoziieren, dann fällt Ihnen vielleicht das Hauptgebäude der Humboldt Universität ein oder Heidelberg. Ob jetzt ein altenglisches Tor oder ein moderner Bau eines Symbolarchitekten - es gibt verschiedene Wege. Ein moderner Bau mit gebrochenen Linien in dieser kastenartigen Kasernenstruktur ist genau die richtige Verbindung von Vergangenheit und Zukunft; immer mit dem Gedanken an einen attraktiven Standort. Räume und Ästhetik haben eine hohe inspirierende Wirkung. Das wissen wir aus allen Kulturen und aus allen Jahrhunderten und darum ist das für die

intellektuelle Arbeit, die man an der Universität leistet, so wichtig. Es ist eine der Rahmenbedingungen, mit der Sie einen großen Stimulus setzen müssen in Richtung Kreativität, Innovation, aber auch in Auseinandersetzungen mit Bauformen, Ästhetik und so weiter. Daneben gibt es eine Reihe von positiven Nebenaspekten, zum Beispiel, dass es auch inspirierend wirkt und sich eine Identifikation mit der Universität entwickeln kann.

Das Interview führten: Katarina Trost, Martin Gierczak und Annika J. Höppner

Sascha Spoun privat:

Geburtsort: München, 1969

Cineast oder Bücherwurm?
Bücherwurm

Aktiv- oder Badeurlaub?
Aktivurlaub

Berge oder Meer?
Meer

Kochen oder Restaurant?
Kochen

Steak oder Sushi?
Sushi

Hugo Boss oder H&M?
H&M

Beatles oder Rolling Stones?
Beatles

Hund oder Katze?
Hund

HEINRICH · BÖLL · HAUS
LÜNEBURG

Geschenke aus Fairem Handel – das ist auch für die Produzenten gut:

Kunsthandwerk, Textiles, Gläser und für den täglichen Gebrauch: Kaffee, Tee, Honig, Süßes und vieles mehr.

Außerdem: 50 Sorten Bio-Wein, 100 Sorten Bio-Tee, 100 ätherische Öle von Primavera, schöne Briefpapiere, Mappen und Schreibwaren.

Alle Papierwaren und alles für Büro und Schule aus Umweltschutzpapier.

Eine-Welt-Laden und Umwelt-Laden im Heinrich-Böll-Haus Lüneburg

Katzenstraße 2 – 21335 Lüneburg
Telefon 04131/41093
Fax 04131/47512
E-Mail: info@boell-haus-lueneburg.de

Die eierlegende Wollmilchsau

▶Tine Wittler über wilde Zeiten, schizophrene Momente und unnütze Stehhübschs

Sie ist eine der bekanntesten Absolventinnen der Uni Lüneburg: Tine Wittler kennt man, ob man nun will oder nicht. Mit ihrer Fernsehsendung „Einsatz in vier Wänden“ gewann sie mit ihrem Team im Jahr 2004 – allen Reich-Ranickis zum Trotz – sogar den Deutschen Fernsehpreis.

Aber die 35-Jährige, die von 1992 bis 1998 in Lüneburg studierte, ist nicht nur mit Farbeimer und dekorativem Tüdellüt zugange. Sie arbeitet erfolgreich an vielen Fronten: Als Fernsehmoderatorin, als Autorin, als Wirtin in ihrer Hamburger Bar „parallelwelt“ und als Betreiberin von „prallewelt.de“, einem Onlineshop für selbstkreierte Mode und Wohnaccessoires – und das alles freiwillig. Es scheint, als sei ihr die perfekte Ausbeute eines angeblich oberflächlichen KuWi-Studiengangs gelungen.

Grund genug, die Allrounderin zum Interview zu bitten. Univativ sprach mit Tine über die richtige Entscheidung, Kulturwissenschaften zu studieren, ihre Rolle als Studierte in der (Schein-) Welt des Fernsehens, autobiographische Roman-Passagen und über ihren Umgang mit der Prominenz.

Univativ: Welche Erinnerungen verbindest du mit der Uni und mit der Stadt Lüneburg?

Tine: Sehr, sehr schöne! Es war eine wilde Zeit, reich an neuen Freunden und Erfahrungen. Lüneburg ist eine ganz zauberhafte kleine Stadt, und an die Uni zu kommen, war für mich „Landei“ fast so etwas wie ein Befreiungsschlag. Ich habe damals im Studentenwohnheim an der Wilhelm-Hillmer-Straße in einer Sechser-WG gewohnt – auf genau 11,86 Quadratmetern. Diese Zahl hat sich in mir eingebrannt wie die Geheimzahl meiner ec-Karte – vermutlich, weil es der erste Mietvertrag war, den ich selbst unterschrieben habe. Und diese WG war der Kracher. Zwei meiner besten Freundinnen stammen aus dieser Zeit. Wir sind heute noch sehr eng miteinander.

Foto: Axel Kirchhof

Bezeichnet sich als „eierlegende Wollmilchsau“: Tine Wittler

Univativ: Dem KuWi-Studiengang wird ja nachgesagt, dass er „Alles und Nichts“ sei, keine tiefen Fachkenntnisse sondern oft nur oberflächliches Wissen auf vielen Gebieten vermittle. Warum hast du dich dafür entschieden? Und welche Fächer hast du studiert?

Tine: Bei mir waren es Sprache und Kommunikation, Sozial- und Kulturgeschichte in den Hauptfächern und im Nebenfach Medien und Öffentlichkeitsarbeit. Gerade das, was man dem Studium ja so oft vorwirft, hat mich gereizt. Mein Bestreben war, in den unterschiedlichen Bereichen Verknüpfungen zu schaffen und diese für mich und meine berufliche Zukunft nutzen zu können. Dafür ist der Studiengang perfekt! Man lernt beim KuWi-Studium einfach eines sehr gut: das große Ganze zu sehen und übergreifend zu denken, zu planen und zu handeln. Und das ist etwas, was mir heute bei der Vereinigung meiner vielen Jobs sehr zugute kommt. Gerade diese Vielseitigkeit war es, die mich auf ein Leben als „eierlegende Wollmilchsau“ vorbereitet hat. Das habe ich mir ja schon gezielt so ausgesucht. Ich bin jemand, der sich schnell langweilt, wenn er nur eine Sache macht.

Univativ: Mit welchen Erwartungen, Berufswünschen, Träumen bist du damals nach Lüneburg gekommen?

Tine: Mein erstes Ziel war eigentlich, Journalistin zu werden. In diesem Bereich gearbeitet habe ich schon vor dem Studium, für Tageszeitungen und fürs Radio, und bin dann während der Lüneburger Zeit auch zum Beispiel beim damaligen Stadtmagazin „21zwanzig“ tätig gewesen.

Univativ: Wie kamst du zu „Einsatz in vier Wänden“?

Tine: Nach meinem Studium bin ich als Fernsehredakteurin nach Hamburg gegangen, war dort zunächst für eine Talkshow tätig und später für „BRAVO TV“. Dort habe ich dann irgendwann die „BRAVO TV Wohnpolizei“ als Verantwortliche betreut. Es ging darum, mit wenig Aufwand und wenig Geld Jugendzimmer umzugestalten. Für diese Rubrik war ich komplett allein zuständig – damals gab es noch keine Handwerker! Ich erinnere mich gut daran, dass die Kameramänner einspringen mussten, wenn es zum Beispiel darum ging, mal kurz eben ein paar Ytong-Steine zu zersägen ... Irgendwann habe ich diese Rubrik auch selbst moderiert, eigentlich mehr aus einem Personalengpass heraus. Als RTL dann eine Moderatorin für „Einsatz in 4 Wänden“ suchte, landete auf Umwegen ein Band von einer „meiner“ Sendungen auf deren Schreibtisch – et voilà!

Univativ: Du wirst in der Sendung „Wohnexpertin“ genannt. Wie viel Tine steckt denn tatsächlich in den Umgestaltungsplänen?

Tine: Definitiv 100 Prozent. Seit den Anfangszeiten haben wir uns ja in Riesenschritten weiterentwickelt. Nach einzelnen Zimmern, die wir anfänglich renoviert haben, kümmern wir uns heute nur noch um ganze Häuser. Das bedeutet natürlich auch, dass es heute ganze Architektenteams gibt, die die Pläne und die Logistik über-

nehmen, denn das geht über meine baulichen Kenntnisse doch weit hinaus. Anfangs war das gar nicht so leicht, weil es natürlich auch unterschiedliche Auffassungen geben kann, was denn nun schön und was praktisch ist. Aber mittlerweile haben wir bei den Entwürfen und ihrer Umsetzung einen eigenen „Look“ entwickelt.

Univativ: Während des KuWi-Studiums setzt man sich ja ab und an auch mal kritisch mit der TV-Welt auseinander. Behält man diesen kritischen Blick bei, wenn man selbst ein Teil dieser Welt geworden ist?

Tine: Auf jeden Fall! Durch die unterschiedlichen Blickwinkel bzw. den „Seitenwechsel“ habe ich mir eine gewisse Distanz und Reflektionsfähigkeit bewahrt, die mir hilft, stetig zu hinterfragen, was ich tue. Das finde ich enorm wichtig, um die Bodenhaftung zu bewahren, auch wenn es einem manchmal im Weg stehen kann. Und natürlich treibt man auch die lieben Kollegen ab und an in den totalen Wahnsinn, weil man ja als studierte Medienwissenschaftlerin und noch dazu als einstmals Selbst-Fernsehredakteurin natürlich alles besser weiß. Aber die Perspektive gewechselt zu haben, ist wirklich ein Faszinosum. Manchmal fühlt man sich dadurch zwar ein bisschen schizophren, aber es führt auch dazu, dass man sowohl die eine als auch die andere Seite besser zu nehmen und zu verstehen weiß.

Univativ: An der Sendung wird ja u.a. kritisiert, dass es dort vor allem um Product Placement – z.B. von IKEA – geht. Wie stehst du dazu?

Tine: Wenn diese Kritik geäußert wird, dann bitte ich die Leute immer, sich die Sendungen noch einmal genauer anzusehen – denn wir arbeiten mindestens so zahlreich mit eigenen Entwürfen und Vorbauten wie mit „Möbeln von der Stange“. Die Mischung macht‘s – und der Mehrwert für den Zuschauer besteht darin, dass er sich Anregungen holt, die er selbst ohne viel Aufwand nachmachen kann. Unerlaubte Werbung oder Product Placement findet bei uns nicht statt. Das geht so weit, dass wir während der Dreharbeiten z.B. Schriftzüge auf Umzugskartons überkleben, um diesem Vorwurf gleich zu entgehen.

Univativ: Das Zuhause einer Wohnexpertin stellt man sich immer besonders dekorativ und stylish vor. Wie ist es denn nun wirklich?

Tine: Na, dekorativ und stylish natürlich! Nein, im Ernst: Ich bin tatsächlich sehr durchorganisiert, weil ich keine Zeit zum Suchen habe, und natürlich lebe ich meine eigenen Tipps auch selbst. Ich brauche „Kopffreiheit“ und Luft zum Arbeiten – gerade fürs Schreiben zum Beispiel – deshalb ist der Arbeitsbereich im Erdgeschoss sehr durchstrukturiert, aber trotzdem fröhlich. Und vor allem kaum Stehhübschs, die lediglich Platz wegnehmen und rumstehen, aber sonst zu nix zu gebrauchen sind. Für mich gilt der alte Grundsatz „form follows function“ – das heißt, ich gebe mir Mühe, dass alles, was eine Funktion hat und benötigt wird, auch annehmbar aussieht. Oben, im Privatbereich, geht es gemütlicher zu – zum Abschalten darf es dann auch mal opulenter sein. Meine Schlafetage ist mein ganz persönliches Bollwerk gegen den Rest der Welt, samt Kaffeemaschine, WLAN-Anschluss und Rolltisch für das Frühstück, ohne aufstehen zu müssen. Wenn es sein muss, kann ich ganze Tage im Bett verbringen, ohne dass mir etwas fehlt.

Univativ: Warum habt ihr in deiner Bar „parallelwelt“ in Hamburg einen Rauch-Verein gegründet? Was hältst du von dem Hin und Her beim deutschen Anti-Raucher-Gesetz?

Tine: Den Verein haben die Stammgäste und Freunde der „parallelwelt“ gegründet – schlicht um die kleine Bar am Leben zu erhalten. Denn ich als Wirtin musste einfach laut und deutlich sagen: Wenn

Foto: C. Assmann

Nur fürs Foto – fürs Grobe sind andere zuständig.

es tatsächlich ein Gesetz geben wird, das kleine Gastronomien, die keine Möglichkeit haben, einen Raucherraum zu schaffen, gegenüber größeren, die einen Raucherraum einrichten können, dermaßen benachteiligt, dann mache ich den Laden zu! Als Unternehmerin und auch als im Sinne des Grundgesetzes denkender Mensch kann ich so etwas nicht akzeptieren. Wir sind dann aber gemeinsam mit den Gästen, die ihr „zweites Wohnzimmer“ ebenso wenig verlieren wollten wie mein Team und ich, schnell aktiv geworden und haben nach einer gemeinsamen Lösung gesucht. Diese bestand darin, dass man die Bar nur noch Mitgliedern zugänglich macht. Zum Glück teilt das Verfassungsgericht unsere Meinung und hat entsprechend Ende Juli in unserem Sinne entschieden. Das ist für uns eine große Genugtuung. Seit dem Urteil dürfen wir auch wieder Gäste ohne Mitgliedschaft bewirten!

Univativ: Viele Menschen kennen dich nur als Moderatorin. Warum weiß man so wenig über deine Romane?

Tine: Fernsehen ist nun mal ein übergreifendes Medium, an dem

niemand mehr vorbei kommt und das einen auch sehr schnell bekannt macht. Lesen hingegen ist eine andere Sache und hat oftmals auch ein ganz anderes Publikum. Aber ohne Schreiben kann ich nicht! Und jetzt, wo ich doch keine Journalistin geworden bin, tobe ich mich eben im Belletristischen aus. Mein letzter Roman „Irgendwas is immer“ hat es immerhin auf Platz 14 der SPIEGEL-Bestsellerliste geschafft, das ist doch schon was. Mein fünfter Roman erscheint im Mai 2009, ich habe ihn soeben abgegeben und bin sehr glücklich darüber. In der Regel ziehe ich mich alle zwei Jahre für ein paar Monate in ein kleines Ferienhaus in Dänemark zurück, und dort schreibe ich dann. Wie man sich das so vorstellt,

Foto: Axel Kirchhof

Tine hat den Blick für Details.

ganz allein – nur ich und das Laptop. Das ist für mich immer wie eine innerliche Reinigung und komplette Auszeit. Die brauche ich, ich bin fast süchtig danach geworden.

Univativ: Wie viel Autobiographisches steckt in deinen Büchern und woher nimmst du die Ideen?

Tine: Ich sage es mal so: Es gibt sicherlich Anleihen an die Realität – aber wortwörtlich nehmen sollte man die Inhalte der Romane natürlich nicht. Schreiben ist ja auch ein Handwerk: Es braucht eine Geschichte, es braucht Charaktere, es braucht ein Ineinanderweben von Ereignissen und Konflikten, und vor allen Dingen braucht es ein übergeordnetes Thema bzw. eine Frage, die am Ende beantwortet wird. Diese Themen und Konflikte ziehe ich tatsächlich aus meinem Leben, aber ich verfremde sie so, dass ich hinterher guten Gewissens sagen kann: Es ist okay für mich, wenn andere das lesen und daraus auch Rückschlüsse ziehen auf meine Person und auf meine Gefühlswelt. Mein erster Roman „Die Prinzessin und der Horst“ ist ja aus Liebeskummer entstanden, und er war ziemlich nah dran am wahren Geschehen. So offen wie ich damals war, wäre ich heute nicht mehr. Manchmal ist es dann aber auch so, dass es schlicht mit reingehört in die Geschichte, dann wird man einfach getragen und kann auch nichts mehr dagegen tun, dass es genau diesen Satz nun mal gerade braucht. Nicht für einen selbst, sondern für den Romancharakter.

Univativ: Wie gehst du mit deiner Prominenz um? Wärst du manchmal gerne wieder unbekannt?

Tine: Natürlich gibt es Tage, an denen man gern einfach nur wie alle anderen unbeobachtet wäre. Am Anfang ist mir das sehr, sehr schwer gefallen, dass ich kaum mehr einen Schritt tun konnte, ohne an meine Präsenz erinnert zu werden, und ich habe auch offen gesagt viel damit gehadert. Das verändert das Leben schon sehr, und ich bin jemand, der es sich zwar nicht gern eingesteht, aber trotzdem mit großen Veränderungen manchmal Probleme hat. Mittlerweile, nach knapp fünf Jahren im Geschäft, habe ich gelernt, besser damit umzugehen und mir einfach zu sagen: „Das gehört dazu, und es ist schön, wenn die Leute dich mögen.“ Aber genau deshalb ist mir ja meine kleine Bar auch so wichtig: Dort kann ich ich sein. Und das nutze ich dann auch gern mal aus und tanze auf dem Tresen.

Das Interview führte Karoline Mohren

Stationen eines Interview-Marathons

Welch nervenaufreibende Arbeit in einem solchen Interview steckt – und wir haben es nicht mit Madonna zu tun – zeigen einige Etappendaten auf dem steinigen Weg zum Ziel:

Erste Interviewanfrage an das Management: 21. Juli

Zusage des Interviews durch das Management: 4. September

Zustellung der Interviewfragen durch die Autorin: 12. September

Ankündigung der Interviewantworten durch das Management: für Ende September

Tatsächliche Zustellung der Interviewantworten: 23. Oktober

Freigabe des Interviews durch das Management: nach Änderungen an vier Passagen am 30. Oktober

Telefongespräche: drei (Versuche: sechs)

Emails bis Redaktionsschluss: 61

Beruhigungspillen: Waren zum Glück abgelaufen, sonst schätzungsweise eine Packung.

Was ist Lacrosse?

▶ Von den Indianern gestohlen: Baggataway, der kleine Bruder des Krieges

Es ist der härteste und schnellste Teamsport auf zwei Beinen. So schnell, dass er außerhalb der englischsprachigen Länder bisher oft verpasst wurde. Im Folgenden gibt es die Gelegenheit, aufzuholen.

Wenn man in einer misanthropen Stimmung ist, sollte man eines nicht tun: Sich mit einem Lacrosse-Schläger in öffentlichen Verkehrsmitteln bewegen. In diesem Fall ergibt sich ungefähr folgender Dialog:
„Was ist das?“
„Ein Lacrosse-Schläger.“
„Was für'n Ding?“
„LA-CROSSE.“
„Ach, ist das nicht das mit den Pferden?“
„Nein, das war Polo.“
„Ach, dann ist das das mit diesen (wilde Handbewegungen), wo man so (noch mehr wilde Bewegungen)?“
„Nee, das ist so'n bisschen ähnlich wie Hockey, nur in der Luft. Man hat Stöcker, so 1,20 Meter lang und oben dran ist ein Netz. Damit schleudert man sich gegenseitig einen Ball zu und versucht, das Tor zu treffen.“
„Haha, Schmetterlingsfangen!“

Nein, mit Schmetterlingsfangen hat dieses Spiel so wenig zu tun wie ein Trabi mit Jürgen Schrempp. Vielmehr wurde es ursprünglich von den Ureinwohnern Amerikas gespielt und hieß nicht umsonst „Baggataway“ („Der kleine Bruder des Krieges“). Die Spiele gingen über mehrere Tage, die Tore waren teilweise kilometerweit voneinander entfernt und so einige feierten den Ausgang des Spiels bei den Ahnen. Sie wurden aus verschiedenen Gründen ausgetragen. Ein Medizinmann konnte ein Spiel anordnen, wenn ein Stammesmitglied erkrankt war und um seine Gesundung gebeten werden sollte. Häufig diente das Spiel auch dazu, Streitigkeiten zwischen Stämmen zu schlichten, ohne einen Krieg anzetteln zu müssen. Die französischen Missionare erinnerten die altertümlichen Holzschläger an ihren Bischofsstab „Lacroix“ und sie tauften das Spiel im Jahre 1636 entsprechend um. Auch heute wird Lacrosse hauptsächlich in Amerika, Kanada und England gespielt.

Erst in den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts kam das Spiel nach Deutschland. Mittlerweile gibt es hier ca. 1.500 Spieler in immerhin 22 Lacrosse-Vereinen und die Mitgliederzahl der deutschen Lacrosse-Gemeinde wächst jährlich im zweistelligen Bereich. In Hamburg gab es vor drei Jahren drei Mannschaften, mittlerweile spielen sechs Mannschaften im regulären Ligabetrieb. Dieses starke Wachstum erstaunt nicht, denn Lacrosse vereint das beste von allen Sportarten: Es ist technisch anspruchsvoll, rasant, körperbetont und die Spiele enden mit hohen Torständen. Wer einmal Feuer für diesen Sport gefangen hat, brennt für immer.

Das Feld ist 100 Meter lang, es gibt zwei Tore à 1,80 Meter auf jeder Seite mit einem Torwart. Es gibt weiterhin Verteidiger, Mittelfeldspieler und Angreifer. Ansonsten unterscheiden sich das Damen- und das Herrenspiel deutlich. Bei den Herren spielen elf Mann auf dem Feld. Sie tragen volle Ausrüstung ähnlich wie beim American Football, da viele Bodychecks erlaubt sind. Die Verteidiger haben längere Schläger als die Angreifer. Den

Damen-Lacrosse ist kein Ballett.

Weltrekord im Schießen hält David Evans, Trainer an der Ivy-League Universität Brown in Amerika mit 175 Stundenkilometer. Das Spiel hat vier Viertel à 20 Minuten. Die Damen tragen reduzierten Schutz und haben strengere Check-Regeln. Sie sind zu zwölft und ein Spiel dauert zweimal 30 Minuten. Im Gegensatz zu den Herren ist im Damenspiel die Fläche vor dem Tor mit mehreren Halbkreisen versehen, in denen sich nur eine geringe Anzahl an Spielerinnen gleichzeitig aufhält.

Anfang Oktober wurde der erste European Champions Cup unter der Schirmherrschaft von Peter Mundy, Präsident der European Lacrosse Federation, in Hamburg ausgerichtet. Internationale Spaß-Turniere sind aufgrund der insgesamt niedrigen Spielerzahl in Europa die Regel, was auch den besonderen Reiz des Sports ausmacht. Ein offizieller Champions Cup jedoch ist ein wichtiger Schritt für Lacrosse in Europa.

Derzeit sind die „Hamburg Warriors“ dreifache deutsche Meister im Herren-, Damen- und Knaben-Lacrosse. Aktuelle Spielpläne sind auf der Webseite der Warriors erhältlich. Auch zum Probetraining ist jeder ab sechs Jahren herzlich willkommen.

Fabienne Erbacher

Links: *www.dlaxv.de, www.hamburgwarriors.com*

Klassik meets Clubbing

▶ Tritonus holt das erfolgreiche Treppenhausorchester nach Lüneburg

Ausgelassene Stimmung, Musik und eine Menge Spaß. Das ist keine Beschreibung der letzten Studentenparty, sondern das Ergebnis eines klassischen Konzertes im Café Ventuno. Klassisches Konzert? Klassische Musik ja, aber ganz so klassisch laufen die Konzerte des „Orchesters im Treppenhaus“ nicht ab.

Das Orchester im Treppenhaus, geleitet von Dirigent Thomas Posth, ist ein junges und innovatives Orchester aus Hannover, das keine Lust hat, ständig nur vor einem Publikum zu spielen, das im Durchschnitt das 60. Lebensjahr schon weit überschritten hat und zu später Stunde im Konzertsaal regelmäßig einnickt. „Langweilig“ ist das, wie Thomas Posth selbst sagt. Aber wie schafft man es, junge Leute ins Publikum zu bekommen, wo klassische Musik doch etwas für das Bildungsbürgertum und auch einfach uncool ist? Indem man den Staub abkratzt, die Konzertsaalatmosphäre der Stille und Konzentration abschafft und damit zeigt, dass klassische Musik atmosphärisch, gut und unterhaltsam ist. Angefangen haben die MusikerInnen in der Cumberlandschen Galerie im Schauspielhaus Hannover – einem Treppenhaus. Hier sitzen sich Publikum und Orchester gegenseitig sozusagen auf dem Schoß und zwischendrin wuseln Schauspieler zwischen Theke, den Cafétischen, an denen das Publikum sitzt, und dem Dirigenten, der mittendrin steht, hin und her. Andächtig der Musik lauschen ist hier nicht drin. Hier herrscht buntes Treiben und je nach Programm lacht oder weint das Publikum mit. Zum Beispiel „Verbotene Liebe“, „Tatort“ und „Dirty Dancing“ hießen die bisherigen Programme, die jeweils vor ausverkauften „Rängen“ (denn Ränge gibt es bei diesen Konzerten nicht) gespielt wurden.

Mit „Blair Witch Project“ hat das Orchester im Oktober 2008 nun den Versuch gewagt, die Grenzen Hannovers zu verlassen und andere Spielorte zu erobern. Neben Göttingen war auch Lüneburg das neue Ziel. Die studentische Initiative Tritonus e.V. hat das Orchester an die Uni geholt und damit das Veranstaltungskonzept „Klassik C L U B“ ins Ventuno einziehen lassen. Laut Spielplan wollte das Orchester eigentlich nur Prokofievs „Peter und der Wolf“ aufführen. Doch während der Vorführung kam es zu merkwürdigen Geräuschen, unheimliche Geschichten über den Aufführungsort wurden laut und schließlich tauchten auch noch sieben Kinderleichen auf. Fast schon klamaukig, aber eben nur fast, immer mitreißend und natürlich spannend war diese Aufführung an Halloween 2008. Wie immer konnten die BesucherInnen ihre Getränke auch während des Konzerts genießen und nach der Vorstellung in gemütlicher Atmosphäre mit den MusikerInnen und SchauspielerInnen noch ein Gläschen Wein trinken.

Weil dem Orchester Lüneburg und den Lüneburgern das Orchester so gut gefallen hat, findet der „Klassik C L U B“ am 23. Januar 2009 noch einmal statt! Mit welchem Programm? Das weiß wahrscheinlich noch nicht einmal das Orchester, denn die Kreativität ist dem Regisseur Marco Storman, der Dramaturgin Miriam Reimers, dem Musikdramaturgen Rüdiger Jantzen und dem musikalischen Leiter Thomas Posth noch lange nicht ausgegangen. Ständig entstehen neue Ideen und daraus neue Programme für klassische Musik in Clubatmosphäre.

Veranstalter der beiden Konzerte in Lüneburg ist der Tritonus e.V. Die Mitglieder dieser studentischen Initiative üben sich im Kulturmanagement, indem sie neben Großprojekten regelmäßig zwei Veranstaltungen ihrer Reihe „ARTig?“ pro Semester durchführen. Die Aufgaben dabei sind die künstlerische Gestaltung, die Vorbereitung, d.h. Presse- und Öffentlichkeitsarbeit, Redaktion und Layout von Plakaten und Flyern, Einwerbung von Geld- und Sachspenden, Finanzierung und natürlich die Durchführung der Veranstaltungen selbst. Ganz groß geschrieben wird bei Tritonus die Vermittlung von Kultur, deshalb auch das Motto „Kultur erleben“. Und deshalb auch die Begeisterung für das Orchester im Treppenhaus, das auf die Ziele und Vorstellungen des Vereins geradezu zugeschnitten zu sein scheint.

Publikum, Schauspieler, Dirigent und Orchester in der Cumberlandschen Galerie.

All diese Aufgaben lassen sich aber nur mit vielen fleißigen Händen bewerkstelligen. Tritonus sucht dringend neue Mitglieder, damit die kulturelle Landschaft auf dem Campus so vielfältig bleiben kann. Wenn ihr Interesse an Kulturmanagement habt oder z.B. als Lehrämtler an Kulturvermittlung oder als BWLer an den Finanzen interessiert seid oder schon immer mal Lust hattet, eine Homepage zu verwalten, dann kommt zu Tritonus! Vorkenntnisse sind nicht erforderlich und neue Mitglieder sind jederzeit herzlich willkommen!

Susanne Uhlen
(Die Autorin ist Mitglied im Tritonus e.V.)

Infos

Tritonus präsentiert:
Den KLASSIK C L U B mit dem Orchester im Treppenhaus
23. Januar 2009, 21 Uhr, Bibliotheksfoyer
www.treppenhausorchester.de
Infos: www.tritonusev.de

Lachs aus der Spülmaschine?!?

▶ Ein Interview mit dem Bestsellerautor Hans-Jörg Brekle über Salzkartoffeln, Günther Jauch und Rollenklischees

Jeder Student kennt sie. Diese verzweifelten Situationen, in denen guter Rat teuer ist. Doch als Student möchte man auf eigenen Beinen stehen und nicht ständig zu Hause nachfragen. Wohl genau aus diesem Grund klicken 30.000 User pro Tag auf die Internetseiten *www.frag-mutti.de* und *www.frag-vati.de*. Per Mausklick findet man hier rund 8.000 Tipps rund um den Haushalt und das Heimwerken, die teils kurios, teils großartig sind. Nach dem großen Erfolg im Internet wurden natürlich auch die Verlagshäuser auf die beiden Gründer Hans-Jörg Brekle und Bernhard Finkbeiner aufmerksam. Und so wurde der erste „Frag Mutti"-Ratgeber schnell zum Bestseller. Auch der „Frag Vati"-Ratgeber sollte nicht lange auf sich warten lassen. Das neueste Buch von den Beiden, „Frag Mutti – Das Sparbuch", erschien erst in diesem Sommer.

Bernhard Finkbeiner studiert derzeit in Kanada und daher beantwortet Hans-Jörg Brekle gerne die Fragen über die Erfolgsgeschichte von „Frag Mutti" für die Univativ.

Univativ: Wie kam es zu der Idee, einen Ratgeber für den Haushalt im Internet zu entwickeln?
Brekle: 2003 fing alles an. Mein langjähriger Kumpel Bernhard Finkbeiner und ich scheiterten daran, Salzkartoffeln zu kochen. Also begaben wir uns, wie für zwei Junggesellen üblich, ins Internet und suchten nach einem Rezept. Die lange Suche blieb erfolglos. Also rief ich bei meiner Mutter an, um ihr die Zubereitung von Salzkartoffeln zu entlocken. Nachdem ich aufgelegt hatte, sagte ich „Frag Mutti" – „Frag-Mutti.de" und so entstand die Idee. Noch am gleichen Tag ließ sich Bernhard die Internetseite reservieren. Diese war vor allem für Studenten gedacht, doch mittlerweile ist unsere Zielgruppe wirklich bunt gemischt. Auch von 70-jährigen Damen habe ich schon gehört, dass sie Frag-Mutti.de als Nachschlagewerk nutzen.

Univativ: Woher stammen die Tipps?
Brekle: Die ersten Tage standen wir ständig in Kontakt zu unseren Müttern und kamen am Anfang auf 100 Tipps. Inzwischen gibt es rund 6.000 auf Frag-Mutti.de, da jeder User seine Geheimtipps rund um den Haushalt auf unserer Seite verraten kann.

Univativ: Kontrollieren Sie alle Ratschläge der User?
Brekle: Nein, wir übernehmen keine Haftung dafür. Doch anhand der Bewertungen und Kommentare der anderen User kann man sehr schnell feststellen, ob der Tipp umsetzbar ist und funktioniert. Viele Tipps probiere ich natürlich auch selber aus.

Univativ: Welche Reaktionen haben Sie von Familie und Freunden bekommen?
Brekle: Das Feedback war wirklich von allen Seiten sehr gut. Als das Buch dann erschien, ging es natürlich auch durch die Hörsäle und da haben mich dann auch mal ein paar Kommilitonen nach Tipps gefragt. Selbst Dozenten haben mich mit unterschiedlichsten Fragen gelöchert.

Univativ: Hand aufs Herz: Sind Sie nun der perfekte Hausmann?
Brekle: Der perfekte Hausmann bin ich noch lange nicht. Aber immerhin weiß ich nun, wo ich nachschauen kann. Brekle lacht.

Univativ: Werden Sie nun auch mal von Ihren Eltern um Rat gefragt?
Brekle: Das ist auch schon vorgekommen, aber ich bin eigentlich immer noch derjenige, der häufiger um Rat fragt. Meine Eltern nutzen nun aber auch oft unsere Internetseiten und Bücher.

Univativ: Wer macht den Haushalt bei Ihnen?
Brekle: Hmm … Ich wohne mit einem Kumpel in einer WG und wir teilen uns die Arbeit. Aber so regelmäßig putzen wir nun auch wieder nicht. *Brekle schmunzelt*.

Foto: © S. Fischer Verlag GmbH, Martin Pudenz

Hans-Jörg Brekle (links; 32 Jahre) hat im Februar 2008 sein Studium als Diplom-Sozialpädagoge abgeschlossen. Bernhard Finkbeiner (rechts; 25 Jahre) studiert und forscht als Master-Student der Informatik nach vier Jahren Studium der Medieninformatik an der Universität Ulm nun an der Simon Fraser-University in Vancouver.

Univativ: Und wie kam es zu der Idee, noch Vatis Ratschläge zu veröffentlichen?
Brekle: Wir haben viele Mails von Frag-Mutti.de Usern bekommen, die Infos zum Heimwerken oder zu Autos haben wollten. Da ich vor meinem Studium eine Ausbildung zum Zimmermann gemacht habe, hatte ich einige Tricks schon selbst auf Lager und konnte sie dazu beisteuern.

Univativ: Bedienen Sie mit Ihren Buchtiteln „Frag Mutti'" und „Frag Vati" nicht die alten Rollenklischees?

Brekle: Am Anfang haben wir uns auch den Kopf darüber zerbrochen. Aber letztendlich zählt, dass die Titel einfach witzig sind und jeder gleich weiß, was gemeint ist. Optimalerweise stellen wir es uns so vor, dass die Junggesellinnen den Ratgeber „Frag Vati“ nutzen und die Junggesellen das „Frag Mutti“-Buch.

Univativ: 30.000 Klicks am Tag auf Frag-Mutti.de und Frag-Vati.de, Bestsellerstatus mit dem „Frag Mutti“-Ratgeber mit über 80.000 verkauften Exemplaren und zwei weitere Bücher. Welche Projekte stehen als nächstes an?
Brekle: Es ist noch nichts Weiteres geplant. Momentan läuft alles gut und so kann es auch erst einmal weiter gehen.

Univativ: Ob Handelsblatt, RTL oder Sat.1: Das Medienecho war überwältigend. Haben Sie mit so viel Erfolg gerechnet?
Brekle: Nein, wirklich nicht. Es war ja eher eine Schnapsidee. Die ersten Monate lief es auch eher ruhig an, aber auf einmal wurde die Seite immer besser besucht. Den ersten Artikel über uns gab es ein knappes halbes Jahr nach der Gründung. Also im Februar 2004. Ich erinnere mich noch, wie Bernhard den Artikel aus dem Handelsblatt bei Nachbarn aus der Altpapiertonne gezogen hat. *Brekle lacht*.

Univativ: Auch Günther Jauch ist von Ihnen begeistert! Bei Ihren drei Besuchen bei Stern TV müssen Sie einen bleibenden Eindruck hinterlassen haben. Immerhin hat er Sie und Bernhard Finkbeiner zu den besten Hausmännern Deutschlands gekürt. Wie haben Sie das geschafft?
Brekle: Wir mussten in den Sendungen unser Wissen unter Beweis stellen und sind gegen Deutschlands damaligen besten Hausmann angetreten. Unter anderem mussten wir einen Grillrost säubern. Bei all unseren Aufgaben haben wir bei Frag-Mutti.de nach geeigneten Tipps geschaut und diese angewendet. Der Hausmann hat seine Tricks wie gewohnt angewendet und hätte somit eigentlich einen zeitlichen Vorsprung gehabt. Am Ende gab es dann aber ein Unentschieden. Lustig war auch, dass Günther Jauch sehr von dem Tipp angetan war, wie Schuhe wieder im Handumdrehen gut riechen. Man muss einfach eine Tüte Backpulver in die Schuhe schütten, es zwölf bis zwanzig Stunden einwirken lassen, aussaugen und schon duften sie wieder wie neu. Vielleicht macht er ja noch heute Gebrauch davon …

Univativ: Immerhin hat Günther Jauch in seiner Sendung „Wer wird Millionär“ Werbung für Sie gemacht …
Brekle: Das war wirklich ein ganz unverhoffter Erfolg. Nach der Sendung hatten wir gleich doppelt so viele Klicks auf unserer Seite.

Univativ: Ehrt Sie so viel Erfolg?
Brekle: Cool ist das schon. Auf die Idee können wir ja auch wirklich stolz sein. Aber ein Medienprofi bin ich durch die Auftritte auch noch nicht geworden. Noch immer bin ich sehr aufgeregt, vor die Kamera zu treten.

Univativ: Überraschen Sie manchmal Ratschläge von Usern?
Brekle: Einige sind schon sehr kurios. Einer hat vorgeschlagen, die Spiegel im Badezimmer nach dem Putzen mit einer halben rohen Kartoffel einzureiben, damit die Spiegel nach dem Duschen nicht beschlagen. Das funktioniert natürlich nicht und verursacht wegen der Kartoffelstärke eine Riesensauerei.

Univativ: Haben Sie einen Lieblingstipp?
Brekle: Besonders praktisch finde ich den Tipp für die Zubereitung von Kartoffeln. Einfach Kartoffeln mit etwas Wasser befeuchten, in einen geschlossenen Gefrierbeutel mit ein paar kleinen Löchern geben, und dann fünf bis sieben Minuten in die Mikrowelle. Das ist einfach genial und sehr praktisch für den Alltag.

Foto: © S. Fischer Verlag GmbH, Martin Pudenz

Hans-Jörg Brekle und Bernhard Finkbeiner können sich über ihren Erfolg freuen. Welches Projekt als nächstes ansteht, ist noch offen ...

Univativ: Und der außergewöhnlichste Tipp?
Brekle: Wenn der Fisch mal zu groß für den Kochtopf sein sollte, einfach den Fisch würzen, zweimal in Alufolie einwickeln und bei 60 bis 70 Grad rund 90 Minuten in der Spülmaschine „mitkochen“. Bernhard und ich haben das gleich mal mit einem Lachs ausprobiert. Und es funktioniert wirklich. Toll ist auch, dass man auch noch das Geschirr gleichzeitig mit waschen kann. Zwei in Eins sozusagen.

Univativ: Studium, zwei Internetseiten, drei Bücher, Fernsehauftritte und Interviews. Wie konnten Sie das zeitlich schaffen?
Brekle: Da mein Studium nicht allzu stressig war, konnte ich alles gut miteinander vereinbaren. Natürlich muss man auch mal auf Freizeit verzichten – aber der Erfolg belohnt einen ja auch dafür.

Univativ: Was raten Sie Studenten, die auch von ihrer eigenen Geschäftsidee träumen?
Brekle: Bei uns stand keine richtige Geschäftsidee dahinter. Das hat sich einfach so entwickelt. Vor allem stand bei uns der Spaß im Vordergrund. Aber generell kann ich Studenten dazu raten, es zu probieren, wenn man berücksichtigt, dass man nicht zu viel Geld und Zeit da rein steckt. Im Internet bieten sich dafür viele Gelegenheiten.

Univativ: Vielen Dank für das Interview.

Das Interview führte Katarina Trost

10 Tipps von Mutti

▶ von www.frag-mutti.de

Sauber auf einen Knopfdruck

Stell' eine gefüllte Schale mit Wasser und Zitronenhälften bei höchster Stufe für fünf Minuten in die Mikrowelle. Der Schmutz löst sich in der Mikrowelle und ist nun ganz einfach zu entfernen.

Milde Hilfe

Ist doch zu viel Chili oder Pfeffer in das Essen "gefallen"? Einfach einen Klacks Honig dazu geben und schon schmeckt es wieder milder.

Duftend sauber

Sauge eine Tüte Vanillezucker in den Staubsauger ein und schon zaubert es einen herrlichen Duft herbei.

Gewusst wie

Wenn man nur ein paar Tropfen Zitronensaft braucht, reicht es, die Zitrone mit einem Zahnstocher anzubohren anstatt sie ganz aufzuschneiden.

Günstige Würze

Keine Chipsreste wegwerfen! Sie eignen sich wunderbar zum Würzen von Aufläufen. Einfach zusammen mit dem Käse über den Auflauf streuen, überbacken und fertig ist die würzige Kruste.

Honig gegen Kater

Um Kopfschmerzen nach einer durchzechten Nacht zu vermeiden, reicht es, wenn man gleich wenn man nach Hause kommt, einen Esslöffel Honig isst. Am nächsten Tag geht es einem gleich viel besser.

Gnocchi mal anders

Gnocchi in reichlich Butter im Topf erwärmen, bis diese gar sind. Dann auf einen Teller geben und mit einer Zimt-Zucker-Mischung reichlich bestreuen. Mit Apfelmus schmeckt es besonders köstlich!

Uneingeschränkter Genuss

Wer Pudding ohne Haut vorzieht, gibt nach dem Anrühren direkt Zucker auf die warme Oberfläche. Alternative: Butterbrotpapier auf den Pudding legen und abziehen, sobald er kalt ist. So verschwindet die Haut gleich mit.

Taschentücher ade

Jetzt muss keiner mehr beim Zwiebelschneiden weinen: Einfach einen Schluck Wasser in den Mund nehmen. So atmet man automatisch durch die Nase - das verhindert feuchte Augen.

Neuer Glanz

Auf den hellen Lederschuhen zeichnen sich dunkle Gebrauchsstreifen ab? Einfach und schonend mit einem Makeup-Entfemer beseitigen.

10 Tipps von Vati

▸ **von www.frag-vati.de**

Pflaster für die Wand

Damit der Bohrer nicht auf glatten Flächen verrutscht, klebe einfach vor dem Bohren ein Pflaster auf die vorgesehene Stelle.

Umweltschonende Hilfe

Wenn die Scheiben des Autos verschmutzt sind, gibt es einen einfachen und umweltschonenden Trick: Einfach aufgefaltete Zeitungsblätter darauf legen, etwas Wasser darüber schütten und eine Zeit einwirken lassen. Zeitung abziehen und mit klarem Wasser nachspülen.

Aufgesprüht

Damit Saugnäpfe länger halten, einfach zuvor etwas Haarspray auf die Fläche sprühen, auf die der Napf angebracht werden soll.

Kleine Hilfe beim Renovieren

Um das Austrocknen von Pinseln während einer Pause zu verhindern, diese einfach in Frischhaltefolie einwickeln.

Gewachst

Klemmt die Schiebetür oder die Schublade? Einfach mit Kerzenwachs einreiben und schon läuft alles wie geschmiert.

Geräuschlos

Nerven die quietschenden Scheibenwischer? Eine Lösung: Backpulver auf die feuchte Windschutzscheibe streuen, Scheibenwischer laufen lassen und schon ist eine ruhige Fahrt bei Regen gesichert.

Rostlöser für den Dynamo

Der Fahrraddynamo heult und pfeift unaufhörlich? Einfach die Welle des gezahnten Rädchens, welches am Reifen anliegt, ordentlich mit Rostlöser einsprühen.

Geflickt

Wer kennt das nicht? Ein Loch im Fahrradschlauch. Und immer in den ungünstigsten Momenten. Schnelle und lang anhaltende Abhilfe: Luft aus dem Schlauch lassen, einen kleinen Klecks Sekundenkleber auf die undichte Stelle geben und dann schnell mit dem Daumen eine Plastiktüte für ein bis zwei Minuten fest auf Stelle drücken. Der Kleber härtet aus, das Loch ist für immer verschlossen.

Geschaltet

Die Kette beim Fahrrad ist rausgesprungen? Einfach in einen höheren Gang schalten, mit einer Hand das Hinterrad anheben und mit der anderen vorsichtig die Pedale drehen. Nun springt die Kette automatisch zurück auf's Zahnrad.

Rostfreies und sauberes Fahrrad

Einmal im Monat den Drahtesel mit Autopolitur behandeln. Das schützt vor Wind und Wetter und es rostet nicht so schnell dahin.

Rosige Zeiten in Lüneburg

▶ Auf den Spuren von „Rote Rosen“: Eine Serie erobert die Hansestadt

„Achtung Dreharbeiten“. Den meisten Lüneburgern dürften die Schilder mit dieser Aufschrift inzwischen bekannt vorkommen. Ob auf dem Marktplatz oder vor der eigenen Haustür: Seit die ARD-Serie „Rote Rosen“ in Lüneburg gedreht wird, hat fast jeder schon einmal die Dreharbeiten beobachten dürfen. Noch zum Serienstart 2006 wurde die Frage laut, wer denn noch eine schnulzige Hausfrauenserie brauche, wo schon Dutzende mehr oder weniger erfolgreiche Formate dieser Art im Fernsehen laufen. Mittlerweile ist die Serie jedoch ein echtes Erfolgsprodukt. Über 450

Großer Andrang beim Tag der offenen Tür

Folgen flimmerten bisher über den Bildschirm und gerade wurde beschlossen, die Laufzeit bis 2010 zu verlängern. Dabei erreicht die Serie laut ARD durchschnittlich 1,5 Millionen Zuschauer am Tag. Besonders Frauen jenseits der 40 können sich mit der jeweiligen Hauptdarstellerin, die in jeder Staffel wechselt und in ihrem Alter ist, gut identifizieren. Aber auch zahlreiche Kommilitonen sitzen montags bis freitags pünktlich um 14.10 Uhr vor dem Fernseher. Natürlich nur wegen der schönen Aufnahmen von Lüneburg.

Und nicht nur im Nachmittagsprogramm, auch im Lüneburger Stadtbild hat die Telenovela einen festen Platz eingenommen. Wer sich aufmerksam umsieht, kann vielerorts die Spuren der Serie entdecken. Im Café an der Ecke beweisen gerahmte Autogrammkarten, dass einige Rote-Rosen-Darsteller hier schon einmal ihren Kaffee getrunken haben. An den Straßenlaternen wurde die „Rote-Rosen-Stintskulptur“ von der „Rote-Rosen-Hansekogge“ abgelöst. Und war der Typ vorhin beim Bäcker nicht einer der Darsteller?

Des Weiteren gibt es in der Touristeninformation am Rathaus zahlreiche Fanartikel zu kaufen. Vom T-Shirt über Kugelschreiber bis hin zur Rosenseife ist alles dabei. Die Artikel sind sowohl unter Lüneburgern als auch unter auswärtigen Rosenfans, die einen Tag oder ein Wochenende in der Stadt ihrer Lieblingsserie verbringen und ein Souvenir mit nach Hause nehmen möchten, heiß begehrt. Für sie gibt es zahlreiche weitere Angebote: Eine Rote-Rosen-Stadtführung zu den Originalschauplätzen, das „Rosen-Mittagessen“ oder gleich das Rote-Rosen-Wochenende im Hotel Bergström, das in der Serie unter dem Namen „Drei Könige“ eine zentrale Rolle spielt. „Unsere Angebote werden sehr gut angenommen. Die Serie animiert viele Fans, einmal nach Lüneburg zu kommen“, sagt Nina Heppner von der Lüneburg Marketing GmbH. So wirkt sich die Serie auch positiv auf den Lüneburger Tourismus und die Wirtschaft aus. Und auch die Bankkonten einiger Studenten profitieren: Als Komparse bekommt man neben hautnaher Fernseherfahrung auch noch etwas Geld.

Wie viele Fans die Serie mittlerweile hat, zeigt sich nicht nur an den innerhalb kürzester Zeit ausverkauften Studioführungen. Auch am „Tag der offenen Tür“ in den Rosen-Studios am 2. November herrschte großer Andrang. Über 3.000 Besucher kamen, um die Stars am Waffelstand oder als Rockband auf der Bühne hautnah zu erleben.

Viele der Schauspieler waren ununterbrochen von Fans umringt und kamen zwischen Autogrammen und Fotos kaum zum Luftholen. Fazit: Die Roten Rosen sind aus dem Lüneburger Leben nicht

Fotos: Christina Hülsmann

Von Autogrammjägern belagert: Rosen-Schauspieler Maria Fuchs und Christoph Mory

mehr wegzudenken. Sogar im Studium kann man sich mittlerweile mit der Serie beschäftigen: Im Seminar „Fernsehanalyse“, das im Magisterstudiengang Angewandte Kulturwissenschaften von Dr. Jan Pinseler angeboten wird, wird die Serie untersucht. So können sich auch die heimlichen Rosengucker unter den Studenten endlich zu ihrer Lieblingsserie bekennen. Ist ja schließlich für die Uni.

Christina Hülsmann

Zeit der Wünsche

▶ Die Mensaspielecke ist umgezogen

Briefe? Wer schreibt denn heute noch Briefe? Kinder schreiben welche! Einmal im Jahr notieren sie all ihre Wünsche in einem Brief und schicken diesen an den Weihnachtsmann. In der Hoffnung, dass der Weihnachtsmann alle diese Wünsche erfüllt. Bevorzugtes Schreibalter: von 2 bis 8 Jahren, wenn sie an den Weihnachtsmann glauben oder glauben wollen. Mein Sohn im Alter von acht Jahren staunt immer noch, wie sich jedes Jahr nach dem Kirchgang die Geschenke unter den Weihnachtsbaum „materialisieren“. Ein Gesicht, das jede Lüge rechtfertigt.

Der Wunschzettel: Er soll die großen und die kleinen Wünsche erfüllen – besser die großen Wünsche für die kleinen Mitbürger. Dafür zücken diese auch mal einen Stift. Damit das Ganze schön aussieht, gibt es Vorlagen zum Ausdrucken und Anmalen unter: http://www.kindergaudi.de/kigacms/specials/xmas/adventskalender/tag_2.html. Garantie auf Geschenke gibt es dadurch nicht.

Für die Zusendung der Wunschzettel gibt es viele Adressen, die der Weihnachtsmann hat. Zu den ältesten Weihnachtspostämtern gehört Himmelsthür in Niedersachsen (31137 Himmelsthür). Dort werden die Briefe mit einem handschriftlich adressierten und einem Weihnachtsstempel verzierten Brief beantwortet. Hierfür stellt die Post extra Weihnachtsengel bereit. Mehr als 100.000 Briefe erreichen dieses Postamt jedes Jahr.

Aber auch andere Postämter bieten einen solchen Service und erhalten ebenso viele oder mehr Briefe. Den Weihnachtsmann erreichen die Kinder in „16798 Himmelpforte“ oder in „66352 St. Nikolaus“. Jenseits vom rotweißfarbenen Cola-Weihnachtsmann können Kinder das Christkind unter folgenden Adressen kontaktieren: entweder „51766 Engelskirchen“ oder „97267 Himmelstadt“. Wem das nicht global genug ist, der kann eines der internationalen Weihnachtszentralpostämter nutzen. Wahlweise am Nordpol, in Finnland, Schweden, USA oder Kanada erreichen Kinder den Santa Claus (z.B. „Nordpolen, Julemandes Postkontor, DK – 3900 Nuuk“). Ganz modern ist der Email-Weihnachtsmann. So verschwindet der letzte Brief im Jahr, der geschrieben wird im Computer, und zwar an die Adresse: himmelstadt.christkind@web.de. Alle Mails werden „persönlich“ vom Weihnachtsmann beantwortet und die Post hat wieder mehr Zeit für die vielen Pakete. Wer jedoch zwei Briefe im Jahr schreiben will, kann Ostern an „Hanni Hase, Am Waldrand 12, 27404 Ostereistadt“ schreiben.

Damit ist die „Ausschlachterei“ der Idee Wunschzettel noch lange nicht erschöpft: Es gibt noch die Möglichkeit, seinen Kindern einen persönlichen Brief vom Weihnachtsmann zuzustellen. Das kostet eine Kleinigkeit und ist z.B. unter www.weihnachtsmann-po.com bestellbar. Wer als Erwachsener Wünsche hat, der kann sich kostenlos unter www.wishero.de seinen eigenen Wunschzettel anlegen. Diese Mühe danken einem sicher die entfernten Bekannten und die Großtante am nächsten Geburtstag.

Weihnachten, Wünsche? Ich hätte da noch ein paar, bevor ich dieser Uni sage: „Ich bin dann auch mal weg“. Mein größter Wunsch: Öffnungszeiten in der Bibliothek und dem Rechenzentrum auf dem Campus ab acht Uhr morgens (ich hätte aufgeschlossen!). Mein zweiter Wunsch: das Abgeben der Bücher an allen Standorten. Wunsch 3: alle Pflichtseminare morgens. Der vierte Wunsch ist eine Mensaspielecke, die ...

Oh mann, das muss ich mir gar nicht mehr wünschen – hat schon geklappt. Schade – muss ich wohl noch ein Kind bekommen und noch ein Studium beginnen, um diesen Luxus zu nutzen. Ich erinnere mich noch genau: Mein Kind war zwei und die Kinderspielecke am hintersten Ende der Mensa. Plötzlich im Spiel hält er inne und kneift die Beine zusammen. Es ist klar – er muss JETZT. Ein Kind, das sich gerade vom Jederzeit-in-Plastik-Reinmachen verabschiedet hat und den öffentlichen Toiletten anpassen muss, hat es schwer. In der Mensa war es nahezu eine Katastrophe. Einmal durch die gesamte Mensa – das hieß, sich beeilen und des Öfteren ging auch ein bisschen was daneben. Nun ist der Weg zum Klo kürzer und die Öko-Theke sicher noch besser besucht. Es ist, als wäre Nikolaus erschienen und hätte wärmend seinen Mantel geteilt. Wir sagen „Danke“ und „Guten Appetit“.

Apropos Nikolaus. Da gibt es noch eine besonders schöne Variante für den Wunschzettel zu Weihnachten: Am Nikolaustag den Brief in die geputzten Schuhe stecken. Der Nikolaus nimmt ihn dann mit und gibt ihm bei „Currywurst Pommes“ am Mittwochabend dem Weihnachtsmann weiter. Das hat Tradition! Doch was ist, wenn die Schuhe nicht geputzt sind? Dann bleiben die Wünsche an dem Dreck kleben. Putzen wir Eltern schön unsere Schuhe, damit noch viele unserer Wünsche wahr werden.

Sabine Dupont

EliStu-Corner:

Weihnachtsfeier: Aushänge beachten
Eltern-Stammtisch: 1. Dienstag im Monat (Pons)
Kinderbetreuung „Rotes Feld“ und „Campus“:
Mo-Fr 8.00-18.00 Uhr (und auf Anfrage)
Beratung „Campus“: Di und Mi 9.00-12.30 Uhr
„Rotes Feld“: Di 9.00-11.30 Uhr
Kontakt „Campus“: (04131) 6771511
„Rotes Feld“: (04131) 6777765

¿Hablas español ...?

▶ ... no puedo más!

Das Erlernen von Fremdsprachen ist ein anstrengender Prozess. Welche Vor- und Nachteile das Spanischlernen in Mexiko haben kann, berichten unsere beiden Univativ-Redakteurinnen aus erster Hand.

Vieles spricht für den Spracherwerb im Ausland, aber es gibt auch Argumente, die überzeugend für einen Sprachkurs daheim werben. Sechs Wochen lang Spanisch pauken in Mexiko haben bei mir Spuren hinterlassen.

Spreche ich jetzt tatsächlich so viel besser Spanisch als vorher? Mit Sicherheit konnte ich meinen Wortschatz erweitern, allerdings lässt sich über die Qualität des neuen Vokabulars streiten. Sind Schimpfwörter und Trinksprüche wirklich so wichtig für die Kommunikation im Ausland? Das Beherrschen der spanischen Umgangssprache mag im ersten Moment erstrebenswert erscheinen, im zweiten Moment relativiert sich das allerdings. Schnell wird man erkennen, dass die Grammatik aus dem Spanischunterricht zuhause wenig mit dem gesprochenen Spanisch auf Mexikos Straßen gemein hat. Warum wird hier scheinbar nur im Pretérito Indefinido – also dem historischen Perfekt – gesprochen? Was ist mit dem schönen Perfecto, der Vorgegenwart, dessen Verbendungen ich mir in schweißtreibenden Monaten in Deutschland mühevoll in den Kopf geprügelt habe? Zum Glück konnte ich hier und da das Präteritum entdecken, so dass sich mein Glaube an den Nutzen meines deutschen Spanischkurses nicht gänzlich im mexikanischen Straßenwirrwarr verloren hat. Dafür musste ich jedoch feststellen, dass die Mexikaner auf die zweite Person Plural ausnahmslos verzichten. Die Ihr-Form gibt es einfach nicht und vielen, denen ich davon erzählt habe, kommentierten das lediglich das mit einem lauten Lachen, begleitet von einer wegwerfenden Handbewegung.

Mitternachtssnack an der Taco Bude in mexikanischer Gesellschaft.

Besonders in der Öffentlichkeit sind diese Situationen problematisch, wenn man in Ämtern nicht weiß, welches Formular das richtige ist, in Supermärkten auf Produktsuche genervte Verkäuferinnen um Hilfe bitten muss oder Tickets von gehetzten Busfahrern kaufen will. Dann stoßen auch spanische Vorkenntnisse an ihre Grenzen, denn solche Situationen sind große Stressauslöser. Wenn dann noch dem einen oder anderen ein nicht verdauter Kulturschock in den Knochen sitzt, erscheint die andersartige Umgebung noch viel fremder und es wird einem für einen schmerzlichen Moment bewusst, wie weit die gute Heimat mit der vertrauten Sprache entfernt ist.

Die Schnelligkeit, die der Spracherwerb im Ausland mit sich bringt, mag auf den ersten Blick von Vorteil sein. Doch sollte man nicht die vielen Situationen unterschätzen, in denen Überforderung eine große Rolle spielt. Sprachliche Barrieren lassen Ausländer oft in völliger Hilflosigkeit allein. Vielleicht ist der Wurf ins kalte Wasser doch nicht immer die beste Methode. Auch das Ausweichen auf Englisch ist – zumindest in Mexiko – häufig keine brauchbare Option. So ist es nicht unüblich, dass die Einheimischen den spanischsprechenden Neulingen heftiges Herzklopfen und panikartige Angstzustände durch ihre brutalen Wortattacken bereiten. Einer wunderbaren und grammatikalisch einwandfrei formulierten Frage folgt nämlich meist eine Dusche aus Slang-Genuschel und Speed-Talking der mexikanischen Art. Blankes Nichtverständnis in den Augen, entlockt den Mexikanern dann meist nur einen weiteren Wortschwall, der die Situation oft nicht verbessert.

Mit einem Schluck Tequila werden Sprachbarrieren einfach weg gespült.

Ganz zu schweigen von den sprachlichen Missverständnissen, die sicherlich in ihrem Ausmaß an Peinlichkeit vielleicht nicht gänzlich zu vermeiden, aber doch ein Stück weit kontrollierbar werden, wenn man sich die Sprache vorher im eigenen Land aneignet. So hätte ich wahrscheinlich nicht zwei Wochen lang immer wieder denselben Faux-pas mit dem Ausspruch „Estoy caliente“ und einer luftzufächernden Handbewegung begangen, um zu sagen „Ich bin geil“ anstatt dem von mir beabsichtigten „Mir ist heiß“. Auch Bestellungen im Restaurant hätte ich souveräner bewältigen können. Eines Morgens bestellte ich mit Vehemenz mein Pan Francés (French Toast) „sin burro“. Auf die Butter wollte ich verzichten, stattdessen instruierte ich den verwirrten Kellner, das Gericht ohne Esel zu servieren. Denn Butter heißt auf Spanisch „mantequilla“ und „burro“ eben Esel. Auf welchem Wege man Sprachen lernen möchte, bleibt glücklicherweise letztendlich jedem selbst überlassen. Bei einem Spanischkurs im Ausland sind die sprachlichen Abenteuer jedenfalls mit Sicherheit inklusive. Die Hauptsache ist aber doch, dass man sich überhaupt mit einer Fremdsprache auseinandersetzt. Ein Gutes haben die peinlichen Geschichten zumindest: Sie eignen sich hervorragend als Urlaubsanekdoten! In diesem Sinne, hasta luego ...

Annika J. Höppner

¿Hablas español ...?

▶ ¡Si, sin duda!

Und das nun schon seit stolzen acht Wochen. Um meinen lang gehegten Wunsch, Spanisch zu lernen, endlich in die Tat umzusetzen und außerdem zu erfahren, wie viel Sinn der Erwerb einer Fremdsprache im Ausland wirklich macht, startete ich meine Reise – und Projekt „Return bilingual“ begann.

Fünf Wochen Praktikum in Mexiko – und das ohne die Landessprache zu beherrschen – ein Ding der Unmöglichkeit? Was schwierig scheint, wurde für mich zum Highlight der Semesterferien. Zum ersten Mal in meiner multilingualen Karriere begann ich zu testen, was ich mich sonst nie traute: Einfach mal drauf losquatschen, ohne einen sicheren Plan vom Gesagten zu haben. Erfreulicherweise durfte ich feststellen: Im Land des echten Tequilas und der Macho-Männer zeigt man hier ausgesprochen freundliches Verständnis und Zuspruch. Sogar für ein vorsichtiges „Hola, como estas?“ werden einem perfekte Sprachkenntnisse attestiert.

Zwar ist nie sicher, ob nicht vielleicht doch eine Verständigung gewünscht wird, die ohne Worte stattfindet, und auch die Postangestellte schaut etwas verdutzt, wenn man anstatt Briefmarken (sellos) einen Stuhl (silla) bestellt – höflich und interessiert bleiben die Mexikaner dennoch allemal. Neben einer Menge teils bekannten, teils amüsanten Vorurteile über die deutsche Lebensart (es kann doch nicht sein, dass die Busse bei uns WIRKLICH nach einem zeitlich geplanten Streckenverlauf verkehren?!) lernte ich von Studenten, Chili-Verkäufern, Taxifahrern und Salsa-Tänzern, wie schnell ein selbst wüstenartiger Wortschatz Zugang zur fremden Kultur gewähren kann. Allerdings bringt diese sich öffnende Tür bisweilen einige Merkwürdigkeiten mit sich, die ich nur kurz umreißen möchte:

1. Es ist NICHT beunruhigend, wenn der Angestellte aus dem Supermarkt von nebenan unangekündigt abends um halb zehn an der Tür klingelt und treuherzig behauptet, man wäre verabredet gewesen. 2. Weiterhin ist unspektakulär, wenn daraufhin eine Einladung zum wochenendlichen Besuch seiner Großmutter am nahe gelegenen Chapala-See folgt. 3. Mangelnde Sprachkenntnisse nebst daraus resultierender Missverständnisse können als Erklärung für dieses Ereignis nicht herangezogen werden.

Einer von vielen Vorteilen dieser Erlebnisse ist: Man bleibt flexibel! Auch Hand-und-Fuß-Verständigung spreche ich mittlerweile fließend.

Alles in allem kann ich nach meinem Aufenthalt in mi querida Mexico den Spracherwerb im Ausland nur jedem empfehlen. Konnte ich zu Beginn gerade einmal meinen Namen nennen und den Wunsch nach Nahrung formulieren, so meisterte ich in der letzten Woche meiner Reise bereits eine dreistündige Kaffeklatsch-Unterhaltung mit einem emotional aufgeladenen Mexikaner (ich gestehe, die ein oder andere Ausführung aufgrund seiner Schnelligkeit nicht komplett erschlossen zu haben, aber wie lernen wir doch immer? Es ist pädagogisch wertvoller, die Dinge aus dem Kontext zu erschließen). Auch in einem sozial benachteiligten Randbezirk wäre ich nun sicher gegen jegliche Orientierungslosigkeit gewappnet, denn gerade durch den Kontakt mit Einheimischen gelangen die gängigen landessprachlichen Eigenheiten automatisch in den Wortschatz. Als Frau sollte man jedoch aufpassen – nicht jede Redewendung, die einem ein furchtbar humorvoller Mexikaner abends an der Bar beibringt, stößt auch auf der Straße auf respektvolle Beachtung.

Vielleicht war ein Vorteil, dass ich mich als völlige Sprachanfängerin ganz unbefangen auf die mexikanisch-spanischen Eigenheiten einlassen konnte und der Lernprozess gerade zu Beginn äußerst rasant voranschreitet. Vielleicht ist es aber auch so, dass man für den Spracherwerb im Land der Muttersprache eine Menge Mut, Ausdauer und vor allem Selbstironie mitbringen muss, um nicht ständig verwirrt über seine eigenen Gedächtniskrater zu stolpern – und das auch noch in den Ferien.

Solltet ihr nun also zufällig auf dem Campus einem spanischsprachigen Kommilitonen über den Weg laufen, der euch freundlich die Frage „¿Hablas espanol?“ entgegen wirft, so antwortet doch einfach (frei nach der StudiVZ-Gruppe) „Oui, oui, je prends le baguette“ – ein bisschen Mut gehört eben dazu und auch Lateinamerikaner stehen auf Horizonterweiterung.

Mexiko, ich komme wieder – ¡Que te vaya bien!

Britta Tondock

Israel außerhalb des Nachrichtenteils

▶ Umweltwissenschaftler erkunden Israels biologische und kulturelle Vielfalt

„Blutiges Attentat in Israel: Ein Palästinenser tötete in einer jüdischen Religionsschule in Jerusalem acht Israelis, bevor er selbst erschossen wurde.“ Auf einer Internetseite lese ich diese Zeilen am 7. März 2008 – einen Tag vor Antritt unserer zweiwöchigen Ökologie-Exkursion ins „gelobte Land“.

8. März 2008
Im Flughafen werden einige unserer Männer aufgrund unverkennbarer Bösewicht-Kriterien untersucht. Es ist Freitagabend und Sabbat – die Straßen sind wie ausgestorben. Um 2 Uhr nachts erreichen wir die „Field School Meron“. Das metallene Tor schiebt sich ächzend zur Seite.

9. März 2008
Am Morgen erwache ich in einem Barbie-pink gestrichenen Bungalow. Draußen sprießen rote Anemonen aus rötlich-trockenen Erdbrocken. Die Sicht auf die bewaldeten Berge ist grandios. Im „dining room“ ein ungewohnt lebendiges Gewühl: Menschen in legerem Jogginglook und Gewehr tragende Gruppenleiter laufen am Buffet durcheinander. Verbrannte Croissants, braun angelaufene Eier, einige Joghurtsoßen und Rohkostplatten stehen dort. Am Tisch erfahre ich, die Sabbat- Spezialitäten – eine Nacht lang gekochte Eier und ebenso lang gebackene Teigtaschen – verschmäht zu haben: interkulturelle Inkompetenz?

Häuser zwischen Jerusalem und Ramallah.

10. März 2008
Die Straße schlingt sich in Serpentinen um die Berge. Wir fahren durch das Drusen-Dorf Majdal Shams an der syrischen Grenze. Frauen mit gegerbten Gesichtern und bunten Kopftüchern schwingen singend hauchdünnes Brot über ihren Herden, die aussehen wie große metallene Kissen. Dieses Gebiet – die Golanhöhen – ist seit 1967 von Israel besetzt. Die Menschen hier haben jedoch noch ihren syrischen Pass. Unser Ziel ist ein an die Schweizer Alpen erinnerndes Ski-Gebiet. Trotz des Schnees lassen sich auch hier Käferstudien durchführen. Schon bald sieht man ein vertrautes Bild: Drei Käferforscher, einer von ihnen ist unser Professor Thorsten Aßmann, wenden konzentriert Stein um Stein – bewaffnet mit einer kleinen Harke. Lauert eine noch unbekannte Spezies dahinter?

12. März 2008
Bei subtropischen 35 Grad Celsius folgen wir den Bustouristen zum „Sea of Galilee“, besser bekannt als See Genezareth. Auf dem Wasser dümpelt eine Handvoll sogenannte „Jesus“-Boote. In gewohntem Schritt-für-Schritt-Tempo bewegt sich der Gänsemarsch vorwärts, denn: alle drei Meter eine neue Entdeckung. Etwa ein Oxythyrea funesta, der in Alkohol getränkt sein letztes Lebenszeichen von sich gibt, um sich später als Käfermus einer DNA-Analyse zu unterziehen. Weitere spektakuläre Entdeckungen sind ein Chamäleon sowie zwei Agarven – kleinen Drachen ähnliche Reptilien, die wie versteinert auf den sonnenheißen Felsen sitzen. Als das wissenschaftliche Soll für diesen Tag erreicht ist, zieht es die Kulturhungrigen zu einer römischen Ruine, während der Rest ein Bad in den heiligen Gewässern vorzieht.

Entspannte Mittagsstimmung in den Straßen Jerusalems.

13. bis 15. März 2008
Auf einer vierspurigen Straße rollen wir neben wenigen arabisch anmutenden Fahrern und neben Kippah tragenden Familienvätern und Managern durch die hupende, dicht befahrene Dunkelheit. Auf dem Weg nach Jerusalem scheint dieses Land um weitere Dimensionen zu wachsen. Einer davon ist der Konflikt. Unser Domizil ist ein christlich-deutsches Kloster hinter hohen Mauern. Vom Dach aus überblicke ich die Stadt – die goldene Kuppel des Felsendoms erstrahlt im Licht. Ein paar Stunden morgendliches Feilschen auf dem „Souq“ reichen, um in diese exotische Welt einzutauchen, die am Damaskus-Tor beginnt. Ein Blick auf den arabischen Markt: Ein Mann mit einem Riesenblech Fladenbrot bahnt sich einen Weg durch das enge Gassenlabyrinth. Marktleute debattieren lautstark. Gewebte Tücher und Pumphosen. Billige Plastikschuhe. Auf einem Teppich hockend bewacht ein Verkäufer seine roten Rüben und Kräuterbünde. Ein Junge formt mit zwei Löffeln binnen wenigen Minuten Berge von Falafeln. Bunte Gewürze türmen sich kunstvoll zu Pyramiden.

Die Tour mit einem palestinensischen Begleiter in die Westbank, d.h. die nahe gelegenen Autonomiegebiete, lässt erschütternde Einblicke in die dortigen Lebensbedingungen zu. Da sich die poli-

tischen Zusammenhänge komplizierter darstellen, kann ein Foto nur einen ersten Eindruck vermitteln.

Zu späterer Stunde geht es groteskerweise ins "Peace- Land", ein arabisches Restaurant mit Sofas und Wasserpfeifen-Gästen, in das man über Perserteppich belegte Treppenstufen gelangt. Als der Tour- Begleiter auftaucht, sorgt er als Stammgast dafür, dass

Fotos: Patric Brandt

Eine Agame sonnt sich auf einem Stein.

eine kleine Party für uns veranstaltet wird. Der weiße Tabaknebel, die traditionellen Gewänder als Raumschmuck und dazu die arabischen Trommelbeats und Tänze lassen die Situation unwirklich erscheinen. Die Instrumente wimmern. Mir scheint, als hätte ich selbst die steinige, rotstaubende Wüste mit ihren kargen Klippen, ihrem Geröll und ihrer Menschenleere schon zu Gesicht bekommen. Nicht ahnend, ihr in Jerusalem wirklich so nahe zu sein.

15. und 16. März 2008
Wir erreichen auf gut ausgebauten Wüstenstrassen das Tote Meer – ohne sichtbares Leben daliegend wie ein uraltes Gemälde in türkis-grau. Am Ufer weiße Salzablagerungen. Unsere Füße treiben an der Wasseroberfläche. Relativ unbeholfen und vorsichtig wie einst im Chemielabor plantschen wir, denn so ein Spritzer gesättigte Salzlösung im Auge ist weniger witzig. 4.30 Uhr: wie vereinbart Zeit, aufzustehen. Der Sonnenaufgang wartet nicht. Um 6.30 Uhr öffnet endlich das immer und überall vorhandene Gate zur ehemaligen jüdischen Festung „Masada". Diese Ruine liegt auf einem einzeln stehenden Berg im Judäischen Gebirge. 700 Stufen, 350 Meter Höhe und zwei Kilometer liegen vor uns. Doch der Blick auf den roten Gebirgszug Jordaniens am gegenüber liegenden Ufer und ein jüdischer Gottesdienst belohnen den Aufstieg bei langsam hervorkriechender Sonne.

18. März 2008
Die vorletzte Station ist das mitten in der Wüste liegende „Kibbutz Ketura", wo nicht nur gemeinsam gelebt, sondern auch geforscht wird. Wir lernen eine nur durch erhebliche Bewässerung mögliche Landwirtschaft kennen – über Nachhaltigkeit lässt sich auch hier streiten. Um solche Fragen der Nachhaltigkeit geht es im angegliederten „Arava Institute". Einmalig in Israel ist hier die Internationalität der Studierenden, die auch aus Jordanien kommen – ein guter Ansatz, um den Friedensprozess zu fördern.

20. März 2008
Wir haben die südlichste Spitze Israels erreicht. Hier ist die ägyptische Grenze ganz nah. Die Stadt Eilat hat alles, was das Pauschaltouristenherz höher schlagen lässt – vom siebentägigen Jahrmarkt bis hin zu allerlei blinkenden Vergnügungsstätten. Aber es gibt auch ein wirkliches Highlight: Schnorcheln im Roten Meer! Nach einigen prustenden Anlaufschwierigkeiten tauche ich im grünlich- klaren Wasser unter. Inmitten eines mir entgegen kommenden Fischschwarms gleite ich an dem dunklen Korallenriff vorbei und weiß: Trotz aller Aufregung im Vorfeld war diese Reise die richtige Entscheidung!

Christiane Hinck

Auf Hauptstädtetour im Norden

▶ Kopenhagen ...

In einem Meer von Radfahrern, zwischen Pølserbuden und Straßenkünstlern, blauer Himmel und blaues Wasser – unterwegs in Kopenhagen.

Auf unserer Tour durch Dänemark und Schweden ist die dänische Hauptstadt an der Ostsee das erste Ziel. Unser Hotel liegt außerhalb vom Zentrum, denn wir haben uns zwischen zentraler Lage und günstigem Preis für letzteres entschieden. Als wir an unserem ersten Abend zu Fuß unterwegs sind, stellen wir allerdings fest, dass Entfernungen in Kopenhagen eigentlich keine große Rolle spielen, denn in ziemlich kurzer Zeit sind wir ohne Metro oder S-Bahn in der Innenstadt. Aus diesem Grund ist das liebste Fortbewegungsmittel der Kopenhagener auch das Rad. Überall findet man riesige Parkplätze und eigene Fahrradstraßen und für Touristen gibt es kostenlose Citybikes. Kopenhagen ist eine überschaubare Metropole, denn im Stadtgebiet wohnen nur 610.000 Menschen und im gesamten Einzugsbereich 1,5 Millionen. Allerdings sollte man sich davon nicht täuschen lassen. Kopenhagen ist ein Beispiel dafür, dass Weltstadtatmosphäre nicht unbedingt etwas mit Größe zu tun hat. Hier laufen wirtschaftlich und kulturell die Fäden zusammen

Altstadtidylle in Stockholm.

und seit dem Bau der Öresundbrücke, die Dänemark und Schweden verbindet, ist die Stadt zu einem zentralen Standort der länderübergreifenden wachsenden Öresundregion geworden und profitiert vom boomenden Ostseehandel. Kopenhagen ist u.a. Sitz der weltweit größten Containerschiffsreederei Maersk Line und der Biermarken Carlsberg und Tuborg. Zudem laden rund 50 Museen dazu ein, mehr über so unterschiedliche Dinge wie Geschichte, Spielzeug, Design oder Erotik zu erfahren. Darüber hinaus finden im Raum Kopenhagen einige musikalische Großveranstaltungen statt, wie z.B. das Sommerfestival oder das legendäre Rockfestival in Roskilde. Und nicht zu vergessen ist die dänische Institution „Tivoli", ein altehrwürdiger Vergnügungspark mitten in der Stadt, der Spaß und kulturelles Erleben miteinander verbindet. Letztlich besitzt Kopenhagen mit der 1,8 km langen Strøget auch die längste Einkaufsmeile Europas und ein abwechslungsreiches Stadtteilleben mit zahllosen Cafés und Geschäften.

Musik aus der Flasche ...

Wasser spielt seit jeher eine zentrale Rolle, was sich auch im Namen widerspiegelt – der dänische Name „København" bedeutet „Kaufmannshafen". Ein Teil der Stadt liegt auf der Insel Amager zwischen Dänemark und Schweden. Eine sehr idyllische Ecke, die Kopenhagens maritime Traditionen widerspiegelt, ist zum Beispiel der Nyhavn aus dem 17. Jahrhundert. Ursprünglich galt die Gegend als Gegenstück zur Reeperbahn, doch die Zeiten haben sich schon lange geändert. Heute ist es eher schwer, dem leckeren Angebot in den Cafés und Restaurants zu widerstehen, die u.a. typisch dänische Fischgerichte anbieten. Übrigens war Nyhavn auch der Wohnort des Märchendichters Hans Christian Andersen, Schöpfer der kleinen Meerjungfrau. Dass die Märchenfigur Kopenhagens Wahrzeichen ist, ist nicht zu übersehen, als wir uns auf den Weg machen zu der zierlichen Skulptur, die von einem Stein aus sehnsüchtig auf den Hafen hinausblickt. Schon von weitem kann man die Menschenmasse erkennen, die aus den zahlreichen Bussen aussteigt um sich mit ihr auf einem Foto verewigen zu lassen. Dänemark besitzt die älteste Monarchie Europas und wer mag, kann sich im Stadtzentrum vier Schlösser anschauen. Dabei sind Schloss Amalienborg, Wohnsitz der königlichen Familie, und das romantische Schloss Rosenborg, Ort der dänischen Kronjuwelen, besonders sehenswert. Auch in den Schlossparks lässt sich viel Zeit verbringen, denn jeder darf die königlichen Rasenflächen nutzen. Dadurch verwandeln sich die Anlagen bei schönem Wetter in gut besuchte Sport- und Freizeitoasen. Überhaupt fühlt man sich durch die Ungezwungenheit der Kopenhagener und die nette Atmosphäre schnell in der Stadt zu Hause.

Und zu guter Letzt gibt es hier auch ein Viertel, das eigentlich gar nicht zu Dänemark gehört. Seit fast 40 Jahren existiert mittler-

weile das Experiment „Christiania“, das ursprünglich Mitglieder der Hausbesetzerszene in einem verfallenen Kasernengeländer gründeten, um alternative Lebensformen zu verwirklichen. Lange haben die Bewohner um die Legalität ihres Freistaats gestritten und auch heute ist die „Aussteigerrepublik“ vielen Kopenhagenern eher ein Dorn im Auge. Eine ungewöhnliche Erfahrung ist ein Spaziergang durch den Stadtteil allemal.

... und Stockholm

Nach vier Tagen in Dänemarks Hauptstadt sind wir natürlich gespannt darauf, welche Eindrücke uns in Stockholm erwarten. Schließlich wird die Stadt von Reiseführern gerne als eine „Perle der Ostsee“ und „schönste Hauptstadt Europas“ angepriesen. Also stürzen wir uns eine Woche später ins Verkehrsgewühl des Großraums Stockholm und landen tatsächlich irgendwann in den engen Straßen der Innenstadt.

Stockholm ist eigentlich eine Stadt auf einzelnen Inseln an der Mündung des Mälarsees, die man über Brücken und Fähren erreichen kann. Absoluter Touristenmagnet ist die Gamla Stan, die historische Altstadt. Reisegruppen aus aller Welt schieben sich im Sommer durch die Tore des Reichstags in die malerischen Gassen, in denen man von Plüsch-Elchen bis hin zu Pfefferminzstangen alles bekommt, was irgendwie mit Schweden zu tun hat. Die vielen bunten hohen Häuser erinnern uns interessanterweise an Italien, wobei mir an dieser Stelle noch so ein netter Reiseführervergleich in den Sinn kommt: „Venedig des Nordens“. Modernes Gegenstück zur Gamla Stan ist Norrmalm, das zentrale Einkaufsviertel, dessen

Fotos: Julia Strube

Blick auf den Nyhavn.

Architektur eher den Charme der sechziger Jahre versprüht, das an Geschäftigkeit der Altstadt allerdings in nichts nachsteht. Übrigens gibt es im Stadtgebiet 32 H&M-Filialen, denn das Unternehmen hat in Stockholm seinen Stammsitz. Im Gegensatz zu Kopenhagen drängt sich im Zentrum von Stockholm alles auf dem wenigen Raum, den die städtischen Inseln zu vergeben haben. Und blickt man über das Giebelmeer der Stadt, fühlt man sich in die Welt von Karlsson vom Dach versetzt. Da lohnt es sich, in eine der vielen Barkassen zu steigen und sich Stockholm einmal vom Wasser aus anzuschauen, wo man an bunten Häuserzeilen und beschaulichen Yachthäfen vorbeischippert. Wer will, kann auch eine längere Tour zu den vielen Schären buchen, die eine Art Naherholungsgebiet der Stadt bilden. Viele Stockholmer zieht es am Wochenende in eines der 50.000 Sommerhäuser und auch die Königsfamilie verbringt ihre Zeit lieber auf einer Insel weitab vom Trubel der Hauptstadt.

Wer sich für Kunst interessiert, hat die Möglichkeit ins Nationalmuseum oder ins Moderne Museum zu gehen, kann aber auch einfach U-Bahn fahren, denn die meisten Stationen der „Tunnelbana“ sind von Künstlern gestaltet worden. Auf diese Weise gelangt man z.B. schnell in den Südteil der Stadt ins trendige Södermalm, wo man sich auf die Suche nach der allerneuesten schwedischen Mode oder ausgefallenen Designartikeln machen kann. Der jedes Wochenende stattfindende „Street“, ein großer Straßenmarkt und Treffpunkt für Stockholms Kreative schlechthin, ist ein Muss für Schnäppchenjäger. Ein ausgesprochen faszinierendes Erlebnis bietet der Besuch des Vasa-Museums, das eigentlich nur ein Ausstellungsstück besitzt, nämlich das fast 400 Jahre Segelschiff. 1628 sank die knapp 70 Meter lange Vasa auf ihrer Jungfernfahrt und lag über dreihundert Jahre im Stockholmer Hafenschlick, bis der damalige Stolz der schwedischen Marine vor einigen Jahrzehnten endlich geborgen werden konnte. Heute füllt das im Ganzen erhaltene Schiff die vierstöckige Museumshalle aus. Darüber hinaus erzählt die Ausstellung eindrückliche Geschichten über den Schiffbau und das Leben zur Zeit der Vasa.

Um es kurz zu machen: Sowohl Stockholm als auch Kopenhagen haben viel zu bieten. Während aber Schwedens Hauptstadt voller Sehenswürdigkeiten im engeren Sinne ist, lernt man das Typische an Kopenhagen eigentlich am besten bei einem Bummel durch die Viertel kennen. Eines allerdings haben beide Städte gemeinsam – sie sind wirklich unvergleichlich schön.

Julia Strube

Gilgamensch

▶ Zwischen zwei Dunkelheiten

Auf Karlis mp3-Player läuft gerade „Asleep“ von den Smiths. Er summt eine Zeile mit und schaut dabei auf seine knochigen Handrücken, als Ben auftaucht. Unsicher steht dieser in der Tür des Krankenzimmers herum. Karli legt seinen Player beiseite und sagt:
„Willst Du ewig da stehen bleiben? Komm doch rein!“ Als er sieht wie steif Ben sich in dem kleinen Raum bewegt, fügt er hinzu: „... ach, und kannst Du etwas für mich tun?“
Sein Freund denkt: *Karli ist so bleich wie das Laken.*
Das sagt er aber nicht. Was Ben sagt, ist: „Alles.“
„Bald bin ich tot“, sagt Karli und schaut ins Leere, „bitte leg’ solange Dein Cowboy-Gehabe ab. Ich weiß, dass Du leidest. Zeig das.“

Ein paar Stunden vorher in Karlis WG: Ben sah sich in dem unbewohnten Zimmer um. *Was noch?* Vielleicht das Sufjan-Stevens-Plakat? Er nahm es ab. Der Tesa-Film hinterließ hässliche Reste auf der Tapete. *Egal, Karli wird das Zimmer eh nie wieder mehr sehen,* dachte er und bereute den Gedanken. *Außerdem?* T-Shirts: Er griff in den Schrank und holte aufs Geradewohl vier heraus. Nahm Bücher aus dem Regal, die Titel sagten ihm nichts. Er blieb einen Augenblick in dem sehr stillen Zimmer stehen. *Ein Suchbild: Wo ist Karli? Karli ist nicht hier, Karli liegt im Krankenhaus. Wann war er das letzte Mal hier? Ich kann mich nicht erinnern.*

Beim Rausgehen begegnete Ben Karlis Mitbewohnerin. „Hallo! Holst Du gerad’ das andere Zeug ab?“, zwitscherte sie. Denn es waren nicht die Krankenhaussachen, die er abholte – die liegen nämlich schon seit Monaten im Krankenhaus. Sie wirkte verlegen: „Sag doch mal, äh, wäre es ... ich meine ... sehr unangebracht, wenn ich jetzt schon anfange, nach einem neuen Mitbewohner zu suchen?“

Daran denkt Ben, als er Klamotten, Bücher und Zeug auf den Krankenhaustisch legt.
„Dein Tagebuch habe ich leider nicht gefunden. Dafür habe ich Dir ein neues gekauft“, sagt er und lügt hinzu: „Wenn Du wieder zu Hause bist, kannst Du ja alles in Dein altes nachtragen.“
Obwohl Karli sich fest vorgenommen hat, so etwas nicht mitzusprechen, lächelt er und lügt zurück: „Ja. Das werde ich.“
Ben schaut aus dem Fenster. Es zeigt ihm einen sonnigen Tag und vereinzelt Eichen.
„Ich war heute in Deiner Bibelgruppe. Wir haben für Dich gebetet“, sagt er zum Fenster.
„Oh? Schön!“, antwortet Karli. „Ich glaube nicht, dass es was bringt.“
Karli rückt das Kissen hinter seinem Rücken zurecht: „Dem Tod wird kein Reich sein.“
Ben wendet sich um: „Goethe? Hölderlin?“
„Jesus.”
“Dämlicher Spruch.”
„Werde ich ihm ausrichten. Ich sehe ihn ja bald“, sagt Karli und lacht.
„Sag so was nicht“, knirscht sein Freund.
„Entschuldigung. Ich wollte Dich nicht traurig machen. Zumindest habe ich diese Tabletten hier bekommen, die haben den Verlauf der Krankheit verzögert.“
Ben greift nach der Schachtel auf dem Nachttisch und liest laut vor: „Nebenwirkungen: Periphere Neuropathie, Leberfunktionsstörungen, Übelkeit, Durchfall, Kurzatmigkeit, Schüttelfrost, Kopfschmerzen, selten auch Leberversagen mit Todesfolge.“
Karli lacht in sich hinein: „Stimmt. Aber ich kriege selten alles gleichzeitig.“
„Naja, immerhin ...“, sagt Ben, unschlüssig, ob Karli erwartet, dass er mitlachen soll. „Morgen werde ich Dich übrigens doch nicht besuchen kommen. Da ist nämlich Bergfest.“
„Achso. Okay“, sagt Karli.

Doch am Abend des darauffolgenden Tages wurmt Ben eine unbestimmte Unruhe. Die Menschen um ihn herum beben vor Tanzlust und Lebendigkeit; Ben fühlt sich nicht Teil von ihnen. Die wenigen Leute, die er hier kennt, sprechen ihn verhohlen auf Karli an oder umgehen das Thema lautstark. Als er kurz rausgeht um zu rauchen, stellt er enttäuscht fest, dass er etwas erwartet hat. Etwas, das nicht eingetroffen ist, ohne dass Ben genau sagen könnte, was es denn hätte sein sollen. Vielleicht ein Gespräch, das ihn auf andere Gedanken bringt? Oder ein Flirt mit einem attraktiven Wesen, der ihn verändern würde? Er inhaliert gierig den Rauch und denkt nach.

In der langen Zeit, die Karli schon im Krankenhaus liegt, entwickelte er ein Gespür für die Geräusche und Gerüche dieses Ortes, die regelmäßigen und die ungewöhnlichen. Dieses umgibt ihn wie ein Spinnennetz eine Trauerwolfspinne; er hatte gelernt, die Bewegungen des Netzes zu deuten. Nun weckten ihn hastige Schritte auf dem Flur aus flachem Schlaf.
Ben öffnet gerade die Tür, als Karli sagt:
„Ich dachte, Du wolltest heute ins Vamos?“
„Da war ich gerade. Ich habe es mir anders überlegt. Hast Du genug Kraft, um Dich anzuziehen?“
„Noch, ja. Wieso?“
Ben zögert einen Lidschlag lang, rafft sich dann: „Hast Du Lust ans Meer zu fahren?“
Karli nickt, faltet sich aus dem Bett und schnappt sich Jeans, Pullover, Jacke.

Sie schleichen an der Nachtschwester vorbei.
„Eigentlich soll ich ja nicht raus ...“, murmelt Karli und freut sich über den Regelverstoß. Unter der Tageskleidung trägt er weiterhin den Pyjama.
Als sie in Bens Auto steigen, hören sie die Mitternachtsglocke.
Dann fahren sie nach Norden, ans Meer.

„Wieso eigentlich ans Meer?“, fragt Karli, als sie gerade in Richtung Autobahn abbiegen.
„Hmmh. Keine Ahnung. Es fühlt sich richtig an.“
„Okay“, sagt Karli. Nachdem die Krankheit bei ihm entdeckt wurde, hat er viel Zeit damit verbracht seine Freunde zu trösten. Im Radio läuft gerade Nick Cave, Karli dreht voll auf.

Das Meer nimmt nicht weiter Notiz von den beiden Gestalten, die am Strand auftauchen: Die eine groß, die andere schmächtig. Karli hat sich eine Wolldecke umgeworfen, die auf dem Rücksitz lag. Er stellt sich in den Wind und streckt die Arme aus, läuft ein paar Schritte, hat Flügel.

Sie schauen den Wellen zu. Es ist sehr dunkel.
Die Stimmung ist gerade komisch. Das Meer allein reicht wohl nicht. Ich sollte wohl jetzt etwas sagen.
Unvermittelt schlägt sich Ben an die Stirn: „Mist."

„Ben, weißt Du, was das Schlimmste am Sterben ist? Dass man es ganz allein durchmachen muss."
„Mmmh. Ja ... dann ... ja. Du, das ist mittlerweile ganz schön spät geworden – ich fahr' Dich mal zurück. Bevor die Nachtschwester merkt, dass Du nicht da bist."
„Ach, das hat sie sicher schon."

Kurz bevor sie wieder in Lüneburg sind, bricht der Morgen an. Die Metronom-Landschaft, an der sie vorbeifahren, bedrückt Karli: „Nach allem, was wir wissen", sagt er, „kann die Zeit nach dem

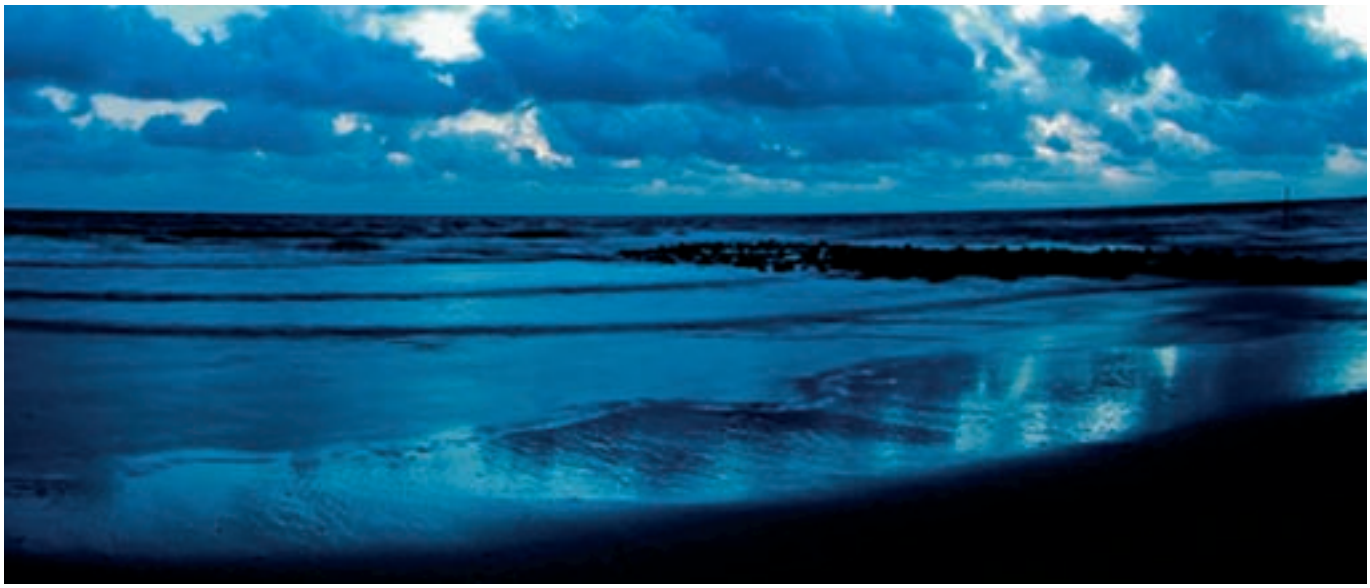


Foto: S.Greiber

Das Meer nimmt nicht weiter Notiz.

„Was ist?"
„Ich wollte Dir etwas vorlesen, aber ich habe das Buch vergessen."
„Wie hieß es denn?"
„Weiß ich nicht mehr. Aber als es mir in die Hände fiel, wollte ich es Dir unbedingt zeigen. Jetzt würde es gut passen. Es ging um etwas ähnliches wie bei uns: Zwei Freunde, der eine geht und der andere möchte ihm den Himmel, das Meer und den Mond mitgeben. Darauf sagt der eine, dass das ja noch da sein wird, wenn er tot ist. Und der andere ..., nee ... warte – doch nicht. Also ... jedenfalls kommt am Ende heraus, dass es eben nicht mehr da sein wird, weil, weil ... ach, verdammt. Ich krieg's nicht mehr zusammen."
Ben ärgert sich.
Wieder die Wellen. So viel Meer überall.
Karli: „Komm, lass Dich mal umarmen."
Sie stehen ein paar Sekunden verlegen da.
Dann umarmen sie einander kurz und hart. *Dass es immer noch so viel schwerer ist, einen Kerl zu umarmen als eine Frau, denkt Ben.* Und weil er inzwischen gelernt hat, seine Gefühle auszusprechen, fügt er hinzu:
„Ich würde Dich jetzt gerne länger umarmen, aber das wäre schwul, nicht wahr?"
„Ja, klar", sagt Karli und es ist klar.
Da ist vieles, was Ben jetzt sagen will, aber ihm fehlen die Worte. Er geht durch sein Inneres und Innerstes, hebt Notizen auf, öffnet alle Schubladen, doch nirgends steht, wie man spricht in Situationen wie jetzt.

Tod ein ewiges Nichts sein. Ich wünschte, ich könnte wenigstens Erinnerungen mitnehmen."
Ben schlägt auf das Lenkrad: „Mensch, jetzt fällt mir wieder ein, wie die Stelle in dem Buch weiterging: Der andere Kerl sagt, dass er diese Dinge nicht verschenken kann, weil das Meer im Herzen seines Freundes ist", und noch während Ben das sagt, denkt er schon: *Oooh, das muss dämlich klingen*, fährt aber, da er nun angefangen hat, fort, „die Sterne auf seine Haut tätowiert sind", beschließt: *Von jetzt an bis wir uns verabschieden, werde ich erst denken, dann sprechen,* und sagt noch schnell: „Na ja und der Mond, der kreist halt um ihn. Ist auch egal."

Als sie wieder im Krankenzimmer ankommen, fühlt Karli sich müde. Er zieht seine Tagessachen aus und legt sich ins Bett.
Bens Blick folgt einer Daunenfeder, die sich wohl von der Decke gelöst hat und nun schwebt.
„Der Raum ist eigentlich schön", sagt er, „aber klein. Hier ist nur Platz für eine Person. Oder für zwei, die sich sehr nahe sind."
„Kennst Du zwei Menschen, die sich sehr nahe sind?", fragt Karli.
Ben denkt kurz nach: „Meine Eltern zum Beispiel. Obwohl ... nein, doch nicht. Hmmh." Dann fällt ihm noch ein Beispiel ein, aber er sagt es nicht.

Martin Gierczak

Livelines ...

▶ Der alltägliche Produktivitätswahnsinn

„Fachliche Kompetenzen allein reichen heute nicht mehr aus! Soft Skills sind gefragt! Gehen Sie mit uns kompetenzreich Ihrer persönlichen Zukunft entgegen! Selbstmanagement für Anfänger.“ Franziska las sich die Broschüre nochmal durch, um doch noch ein Fünkchen intrinsischer Motivation für das Soft Skills-Seminar in sich zu wecken. Schließlich müsste sie mit den anderen mithalten, die Konkurrenz schläft nicht, wurde ihr immer gesagt, die Ansprüche wachsen, wer nicht an sich arbeitet, hat keine Chance im hart umkämpften Arbeitsmarkt. Dieses Seminar war offensichtlich eine Notwendigkeit und ein paar Credit Points extra Grund genug, um mitzumachen, sagte sich Franziska. „Die Zeit rennt uns davon, vamos!“ Endlich draußen sein, fernab der überheizten Räume, dachte sich die Studentin mit ihrer vollgepackten Tasche, in der das Wissen wie ein schwerer Stein lag.

Foto: Valentina Seidel

... gesucht im Wolkenmeer ...

Ihre Füße streiften durch die glitschigen Herbstblätter. Feuchtigkeit drang langsam in die Kleidung und mit ihr die eigentümliche Kälte, die sich an ihrem Körper festklammerte. Die nackten Bäume, die sich vor dem Herbst entblößt hatten, standen am Straßenrand und warteten gespannt auf den kommenden Winter. Sie hatten alle Zeit der Welt. Sie schüttelten langsam nach und nach den Regen von ihren Ästen, der sich die größte Mühe gab, die letzten Reste des Sommergefühls mit seinen Wassermassen davonzutragen. „Auf der anderen Welthalbkugel ist bald Sommer“, sagte Franziska zu Jan, während sie im Wolkendickicht vergeblich nach der Sonne suchte. Ihre Worte wirkten verloren in der feuchtigkeitsdurchzogenen Luft, denn ihr Gesprächspartner war nicht gesprächsbereit, er starrte die ganze Zeit auf sein Handydisplay wie ein hypnotisiertes Kaninchen, in der Hoffnung, dass jemand ihm einen Anruf oder liebevoll zusammengebastelte Halbsätze schenken würde. Doch keiner hatte etwas Zeit zu verschenken, und Geld schon gar nicht, obwohl für einige hilfsbedürftige Banken großzügige „Rettungspakete“ zusammengestellt worden sind. Die Zeit für Geschenke war noch nicht gekommen und der Weihnachtsmann lieferte nichts im Voraus. Trotz Konsumflaute lag es wieder in der Luft: das vorweihnachtliche Stressphänomen. Alle Jahre wieder das gleiche Prozedere. Die Menschenmassen hatten zwar ihre Pilgerreise zu den Konsumtempeln noch nicht angetreten, aber sie machten sich bereit für den Kampf um das ultimativ beste Geschenk. Günstig sollte es auch sein, denn Geiz ist bekanntlich so geil wie das Gefühl, ein besonderes Schnäppchen gemacht zu haben.

Doch Weihnachten lag in weiter Ferne, der liebliche Glühweingeruch hatte sich noch nicht in die Nase geschlichen und es gab andere Sachen zu erledigen. Die Deadlines tanzten im Kalender, der die Zeit bändigen sollte, und warteten auf ihre Erfüllung. Was liegt eigentlich hinter der Panik auslösenden Deadline, eine Liveline? Was passiert, wenn man sie übergeht? Franziska starrte immer noch in den Wolkenhimmel, auf der Suche nach Livelines. Es hatte alles seine Zeit, genauso wie die ganzen Verpflichtungen, die einen wie kleine Spione begleiteten, um die Menschen an ihre Existenz zu erinnern.

Eine alte Hallo-Tschüss-Bekanntschaft riss Franziska aus ihren Tagträumen und verleitete sie dazu, stehen zu bleiben mit der Frage: „Hallo Franziska, lange nicht mehr gesehen. Wie läuft es so?“ „Hi, wir haben es eilig, wirklich. Ein anderes Mal“, entgegnete Franziska im Vorbeigehen und Jan nickte entschlossen. Sie hatte heute keine Lust auf Diskussionen, Produktivitätsvergleiche und in die Luft gestellte Zukunftsfragen. Zum Abschied schenkte Franziska ihr ein etwas zögerndes Lächeln. „Ich sehe schon, wie immer sehr fleißig! Bis dann, Franziska. Wir sehen uns“, sagte die Hallo-Tschüss-Bekanntschaft und grinste.

Franziska und Jan waren endlich angekommen in dem großen kahlen Seminarraum, der ihnen eine sinnvolle Zeit, vor allem eine effektiv genutzte Zeit versprach. „Herzlich Willkommen!“, sagte ein großer Mann mit Anzug, auf dessen Gesicht ein verschmitztes Lächeln klebte und dessen Präsenz den ganzen Raum ausfüllte. „Wir haben auf Sie gewartet. Bei uns sind Sie genau richtig. Pünktlichkeit ist das A und O und ein wesentlicher Teil des Selbstmanagements. Schön, dass Sie beide an dem Seminar teilnehmen wollen. Es wird sicherlich eine Bereicherung für Sie sein!“, fügte er grinsend hinzu. Wie zwei fremde Körper standen sie in dem von Studenten gefüllten Raum. „Setzen Sie sich doch! Zum Beispiel hier“, sagte der erfahrene Soft Skills-Trainer endlich und zeigte auf zwei nebeneinander stehende Stühle. „Tut mir leid, es hat alles etwas länger gedauert als geplant“, rechtfertigte sich Franziska. „Planung ist ein sehr gutes Stichwort. Es ist heute wichtig, seine Zeit und vor allem sich selbst zu managen. Sie sind ein Unternehmer Ihrer selbst. Sie bestimmen, wo es lang geht, was Sie tun, und wie Sie ihre Ziele erreichen! Die Zukunft ist kein Zufallsprodukt, sondern Sie kreieren sie, Sie ganz alleine“, sagte der Trainer begeistert und richtete aufdringlich seinen Zeigefinger auf Franziska und Jan. Die beiden Neuankömmlinge hatten schnell

Platz genommen, damit die Aufmerksamkeit, die auf ihnen lastete, sich auf andere Workshopteilnehmer verteilen würde. Die Stunde der Kompetenzvermittlung hatte begonnen. Der Trainer erzählte von Effektivität, Kommunikationsfähigkeit, Work-Life-Balance, Prioritäten setzen, Entscheidungen treffen, davon, dass Selbstmanagement das Instrument sei, mit dem man sich selbst verwirklichen könne. Es wäre wichtig zu wissen, wer man sei, wohin man wolle und vor allem wie man es erreichen wolle. „Wo sehen Sie sich in fünf Jahren?“, fragte der Trainer in die Runde. „In der Arbeitslosigkeit!“, antwortete ein Student mit einem breiten Grinsen im Gesicht. „Wenn Sie bei diesem Seminar aufpassen, wird es sicherlich nicht der Fall sein“, entgegnete der Workshopleiter prompt und warf dem Ahnungslosen einen strafenden Blick zu. „Ziele braucht der Mensch. Vor allem der Erfolgreiche! Wollen Sie erfolgreich sein, Ihr Leben selbst in die Hand nehmen oder sich von anderen bestimmen lassen? Sie haben die Wahl! Ergreifen Sie die Chance!“ Seine Motivationspredigt hatte einige Anhänger im Seminarraum gefunden, die das Gefühl hatten, die Lösung für ihre ganzen Probleme gefunden zu haben. Der Schlüssel in Form des Selbstmanagements lag in Reichweite, zum Greifen nah.

Hastig verschluckte Franziska ein Lachen, dass ihr beinahe im Hals stecken geblieben wäre. Die Erlösung in Form des Seminarendes kam erst nach drei Stunden, die Franziska und Jan wie eine Ewigkeit vorkamen. „Disziplin ist das richtige Schlüsselwort, behalten Sie Ihre Ziele im Auge!“, gab der Soft Skills-Papst der Studentengemeinde mit auf den Weg.

Foto: Will Riker

… zwischen den Zeichen der Zeit.

Mit wohlverdienten Credit Points in der Tasche und einen etwas müde wirkenden Lächeln marschierten Franziska und Jan in Richtung Bushaltestelle. Die Dunkelheit bedeckte den mit zu hohen Erwartungen gefüllten Tag. Der Bus war heute überfüllt mit müden Studentenkörpern, die sich nach einer Produktivitätspause sehnten. Der Abschied von der Universität fiel den Studenten, den zukünftigen Spitzenkräften, an solchen Tagen nicht allzu schwer. Denn morgen war schon wieder ein Tag mit viel Input und dem Druck, viel Output zu produzieren. Seit einiger Zeit wurde viel Kapital in die scheinbar neue Wissensfabrik investiert – in der Hoffnung, die Fassade zum Glänzen zu bringen und die Studenten zu Höchstleistungen zu motivieren. Natürlich sollten diese auch von der Neuinvestition profitieren. So hatten die Studierenden das Privileg, die ordinäre Hochschullandschaft von der Aussichtsplattform des neuen Wissensleuchtturms aus zu überblicken. Beste Aussichten für beste Köpfe. Einbildung ist auch eine Bildung, dachte sich Franziska, als sie ihren Tag Revue passieren ließ. „Ach, weißt Du Jan, ich habe eigentlich keine Lust wie am Fließband Wissen zu reproduzieren, Tagebuch über meine grandiosen Lernerfolge zu führen, den Credit Points hinterher zu jagen, mich wie ein neu kreiertes Produkt zu vermarkten und mein Leben, mein Selbst zu optimieren! Ich möchte ich selbst sein und kein Kunstprodukt irgendeiner Firma, die mich wie einen Produktionsfaktor behandelt. Oder sind meine Ansprüche zu anspruchslos?“, fragte eine nachdenkliche Franziska ihren Gesprächspartner, der diesmal nicht sein Handy im Visier hatte. Jan lächelte: „Du hast recht, warum der ganze Stress eigentlich? Für wen? Es gibt Wichtigeres, als Credit Points zu zählen. Lass uns heute mal ein paar unproduktive Stunden einlegen, vielleicht finden sich noch ein paar Leute, die gerne mitmachen. Was meinst Du?“ Franziska nickte zufrieden und schaute durch die Busgleisscheibe, an der immer noch ein paar Regentropfen klebten. Sie glaubte, heute eine Liveline in dem sternengeschmückten Himmel zu sehen, an der ihre kleinen Träume und Wünsche hingen und sich zeitlos im Wind bewegten, weit weg vom Optimierungsdruck.

Valentina Seidel

Hilfe, ich habe Geburtstag!

▶ Studenten – gefangen in der Quarterlife Crisis

Bald ist es soweit. Der Geburtstag steht kurz bevor und das neue Lebensjahr winkt schon fröhlich zum Fenster hinein. Während sich die meisten Studenten auf ihren Geburtstag freuen, löst die Vorstellung des herannahenden Ehrentags bei anderen Beklemmungszustände und panischen Angstschweiß aus.

So ergeht es Jana H., Studierende der Leuphana und bald 25 Jahre alt. 25 – ein Viertel Jahrhundert? Die Zahl findet sie eindeutig zu groß für sich. „Ich fühle mich viel zu alt. Was habe ich denn schon bisher erreicht?“, fragt sie selbstzweifelnd. „Ich bin fast 25, immer noch finanziell von meinen Eltern abhängig und ob ich bei den Anforderungen unserer Wirtschaft wirklich einen Job nach meinem Studium finde, ist total ungewiss.“ Die Populärpsychologie spricht in diesem Fall von einer Quarterlife Crisis (QLC). Ende der neunziger Jahre ist der Begriff in den USA entstanden, um die Identitätskrisen der Mittzwanziger zu beschreiben. Student-Sein ist nicht immer einfach. Viele Studierende befinden sich in der Schwebe zwischen dem Jugendlich- und dem Erwachsensein, zwischen Spaß haben und Verantwortung übernehmen. Da ist es nicht verwunderlich, dass gerade die Angst vor dem Älterwerden, vor dem endgültigen Abschied der Jugend, einige StudentenInnen in die Krise treibt. Aber auch Zukunftsängste, Zweifel gegenüber der eigenen Persönlichkeit, finanzielle Probleme, das Gefühl, nicht gut genug zu sein, und Unsicherheiten über die schon erbrachten Leistungen und Erfolge im Leben sind nur einige der zahlreichen Symptome aus einer langen Liste dieser Trendkrankheit.

© Gerd Altmann, Ole Jensen / Pixelio

Wettlauf gegen die Zeit. Ein unschlagbarer Gegner?

Es ist bemerkenswert, dass besonders junge, akademisch gebildete Twens immer häufiger an QLC leiden. Nicht nur während des Studiums treten die Symptome auf, sondern oft wenn ein neuer Lebensabschnitt beginnt und die frisch gebackenen „Erwachsenen“ abseits der Uni im Arbeitsleben durchhalten müssen. Neue Verantwortungen, bröckelnde Berufswünsche oder ein Stillstand auf dem persönlichen Karriereweg können Auslöser für die Sinnkrise im ersten Lebensviertel sein. Dazu kommen finanzielle Ängste, die sich belastend auf den Schultern der jungen Menschen breit machen. Die Modekrankheit wird zudem unterstützt von Schwierigkeiten bei der Jobsuche, befristeten Arbeitsverträgen und der Unsicherheit über das Behalten des Arbeitsplatzes.

Handelt es sich hier wirklich um ein „Luxusproblem“ wie es der Spiegel in seinem Artikel „Jung, erfolgreich, kreuzunglücklich“ propagiert? Fakt ist, dass dieses Problem, welcher Natur es auch sein mag, weite Kreise zieht. Ursprünglich aus den USA stammend, hat sich die Krise inzwischen international etabliert. Mit dem Buch „Quarterlife Crisis: Die Sinnkrise der Mittzwanziger“ versuchen Alexandra Robbins und Abby Wilner, selbst einst Opfer der Krise, verzweifelten Twens das Leben wieder lebenswerter zu gestalten. Das tun sie mit dem Ratschlag, die Erkrankten sollten sich in gemeinsamen Diskussionen selbst heilen.

Darüber hinaus ist es wichtig, so die Autoren, dem sozialen Umfeld zu signalisieren, dass jeder Mensch – auch in den Zwanzigern – ein Recht auf Lebensangst hat.

Unser Gedankenkorsett, das uns ständig vorschreibt, wie wir uns in welchem Alter zu kleiden, zu verhalten und auszudrücken haben, umschnürt uns noch fester, wenn es um unser biologisches Alter geht: die grausame, immer größer werdende Zahl. Grausam, weil mit der steigenden Zahl meist auch unerfreuliche und scheinbar unaufhaltsame äußerliche Veränderungen erkennbar werden. Die Augenringe werden tiefer, der Stoffwechsel langsamer und sollte schon ein graues Haar entdeckt worden sein, so bleibt auch das nicht lange allein. Aber Stopp! Zahl und Aussehen müssen nicht unbedingt auf die klassische Weise miteinander einhergehen. Grund für das Altern sind die Telomere. Sie sitzen an den Chromosomenenden und verkürzen sich bei jeder Zell- und damit auch Chromosomenteilung. Die Telomere verkleinern sich und die Zelle stirbt schließlich ab … und wir bekommen Falten! Glücklicherweise gibt es eine Lösung. Es handelt sich um eine hinauszögernde Schonfrist und setzt das Übliche voraus: nicht rauchen und wenig trinken (Alkohol ist hier gemeint!). Wenn dann noch Sport in Maßen von einer ausgewogenen und gesunden Ernährung begleitet wird, können wir unser Geburtsjahr um zwölf bis 14 Jahre jünger trainieren, wie Studien versprechen.

Rettung ist spätestens in den Dreißigern in Sicht, wenn die Krise überstanden ist. Dann kann man getrost auf die Midlife Crisis warten, in der erneut Bilanz gezogen muss. Vielleicht sollte sich die krisengeschüttelte Jana neben einer gesunden Lebensweise auch einfach an Goethes Verständnis von Glück orientieren, um das Altern besser zu ertragen: „Da ich noch ein Kind war, hört ich stets, der Jugend Führer sei das Alter; beiden sei, nur wenn sie als Verbundne wandeln, Glück beschert.“ Wir können der Zeit nicht entfliehen. Die Uhr tickt unaufhaltsam. Ob wir das nun akzeptieren oder nicht. Tick tack, tick tack.

Annika J. Höppner

Risse

▸ Was unsere Väter noch wussten

Das Leben ist falsch. Und es taumelt einer immer größeren Falschheit entgegen. Drei Beispiele: 1. Noch vor wenigen Jahren hat man sich nach der Arbeit (oder der Klausurenwoche) Elbenohren aufgesetzt, die Nacht in „World of Warcraft“ verbracht oder sich mit Freunden drei, vier Horror- bzw. Schmusefilme am Stück reingezogen, um für eine Weile vor dem tristen Alltag in eine heile, nichts fordernde, tröstende Scheinwelt zu flüchten. Das Verhältnis zwischen realer und geträumter Wirklichkeit hat sich inzwischen umgekehrt. Wir leben Tag für Tag in einer Scheinwelt. Die reale Welt erreicht uns nur in immer länger werdenden Abständen, bald schon gar nicht mehr. 2. Gegen Ende unserer Kindheit wurde uns klar, dass der Teddy nicht wirklich lebt, wichtige Menschen wie Eltern oder Lehrer manchmal schwach sind, zum Lügen neigen und dass Dinge, die man sich selbst überlässt, immer schlechter werden. Mittlerweile haben wir Internet und Fernsehen als echte Freundschaft fast gleichwertig akzeptiert, die Kritik an Obrigkeit und Autorität verlernt und glauben, dass Dritte Welt und Arbeitslose sich schon irgendwie um sich selbst kümmern werden. 3. Früher wusste man, wer der Feind ist und wo er sitzt. Man beschloss im Kampf nicht nachzulassen, bis man die große Gerechtigkeit hergestellt hat. Heute fühlen wir uns schon frei und kämpferisch, wenn wir durchsetzen können, den Nasenring zur Arbeit im Büro nicht abnehmen zu müssen.

Dass wir um das Leben, das uns versprochen wurde, das wir uns erträumt haben, irgendwie betrogen werden (möglicherweise uns selbst betrügen), wird uns nur in vereinzelten Augenblicken klar: kurz vor dem Einschlafen oder bei einem intensiven Gespräch mit einem nahen Menschen. Woran liegt das? Niemand würde selbst nach Afrika fahren und Kinder erschießen. Doch wir nehmen billigend in Kauf, dass sie verhungern, obwohl auf der Welt genügend Nahrung vorhanden ist. Wir geben in Nullkommanichts eine Anzeige auf, wenn unser Fahrrad geklaut wird, belassen es aber bei empörten Leserbriefen, wenn Finanzprofis Millionen stehlen. Wir spielen Lotto, um im Idealfall nie mehr richtig arbeiten zu müssen, fänden es aber komisch, sich gegen ein System aufzulehnen, das Arbeit zur Grundpflicht jedes Bürgers macht. Und schließlich würde vermutlich nur eine Minderheit von selbst ins Wendland fahren, um dort Gift auszuschütten. Warum geben wir uns mit dem Ersatz-Leben, mit Quasi-Wahrheiten, mit seichter Pampe statt echten Medien zufrieden?

Warum? Weil unser Denken falsch ist. Das ist das Problem. Denn wäre nur das Leben verfehlt, so würden wir es irgendwann merken: Wir kämen drauf. So aber verstricken wir uns nur immer tiefer. Das instrumentelle Denken – also z.B. wie man Maschinen baut oder wie man Arbeitsabläufe optimiert –, das früher lediglich ein Teil des Denkens war, ist jetzt das als einzig schlüssig akzeptierte. Mit diesem und aus diesem heraus kommt man nie dazu, einzusehen, dass es vielleicht keine so gute Idee ist, wenn man z.B. Bildungsstätten zu Handlangern der Industrie macht. Eine Überlegung dieser Art ist im instrumentellen Denken einfach nicht vorgesehen. Und weil die Sprache dem Denken folgt, wie ein lieber aber etwas doofer Hund, verführt uns auch diese zu falschen Schlussfolgerungen: Gleichermaßen fehlt uns die Sprache, um über das Menschsein zu sprechen, wie uns auch die Worte selbst zunehmend entgleiten – vergleiche die stetige Verwandlung ehemals tragfähiger Begriffe wie Einsatz, Verantwortung, Persönlichkeit in leere Hülsen.

Foto: Philippe Leroyer

Ein richtiges Leben im falschen?

Die klugen Menschen der Siebziger und Achtziger gingen davon aus, die Welt würde immer bunter, aufregender, vielseitiger: Nie hätte es so viel Sinn gegeben, seien die Strukturen so flüssig gewesen wie jetzt. Dabei übersahen sie, dass die Strukturen der Wirtschaft sich unaufhaltsam verfestigten, uneinholbar-unausweichlich werden und zunehmend die Qualität religiöser Dogmen annehmen, die man einfach so hinzunehmen hat. Die Ausweitung der wirtschaftlichen Kampfzone auf vormals vom Marktlichen ausgenommene Gebiete nivelliert die vermeintliche Freiheit, sich als Mann schminken oder unterschiedslos jeden duzen zu dürfen.

Das ist mitnichten das Werk böser Menschen oder finsterer Cliquen. Dies zu vermuten wäre naiv. Das Problem liegt vielmehr in der Struktur, in der Sprache selbst, in der Vernunft.

Hier ist anzusetzen: Kritisch denken – Annahmen hinterfragen. Anders sprechen – Floskeln nicht mittragen. Handeln gegen den Strich – nicht immer gleich alles auf Nutzen und Kosten abklopfen, scheinbar Sinnloses tun, mit Schwachen solidarisch sein, Benachteiligungen – auch solche, die in fabelhafte rhetorisch-rechtliche Konstrukte gekleidet sind – nie, nie, nie einfach hinnehmen.

Martin Gierczak

Freddie fehlt trotzdem.

▸ Die halbe Queen ist zurück mit „The Cosmos Rocks“

Als Roger Taylor und Brian May 2005 bekannt gaben, dass sie mit Ex-Free-Sänger Paul Rodgers auf Tour gehen würden, war klar, dass die Meldung polarisieren würde. Den legendären Freddie Mercury ersetzen? Ein Ding der Unmöglichkeit! Deswegen versuchte es Rodgers auch gar nicht erst. Viele waren begeistert von der neuen Formation, andere sahen darin nur Geldmacherei. Ob es nun die Liebe zur Musik oder zur Kohle ist, sei dahingestellt – aber: Es liegt eine neue CD in den Plattenläden. Wohlweislich steht auf dem Cover nach wie vor „Queen + Paul Rodgers“. Das macht es aber nicht besser. Queen bestand bis zu Mercurys Tod im Jahr 1991 aus vier großartigen Musikern, doch die Band lebte von deren Symbiose. Verständlich, dass die Hinterbliebenen nicht das Instrument verstauben lassen wollen. Aber war ein neues Queen-Album wirklich nötig? Denn mit Queen – also mit Stilviel-falt, pompösen Chören, wuchtiger Instrumentierung und Freddies unnachahmlicher Extravaganz – haben die neuen Songs leider wenig zu tun. Allenfalls Mays Gitarrenriffs und -soli erinnern an vergangene Zeiten. Natürlich hatte Queen auch kreative Tiefpunkte im Verlauf ihrer Karriere, aber diesen hätte es nicht gebraucht. Damit wir uns nicht falsch verstehen: Die CD liefert eingängigen, soliden Rock. Aber um damit den Kosmos zu erobern, fehlt eben etwas. Wahrscheinlich Freddie.

(km)

Seelenheil in der Ferne

▸ Elmar Wepper brilliert in Dörries „Kirschblüten – Hanami“

„Die kennen mich nicht und ich kenne die nicht“, resümiert Rudi (E. Wepper) sein Verhältnis zu seinen Kindern. Dass dies auch für die Beziehung zu seiner Frau (H. Elsner) gilt, wird ihm erst klar, als Trudis Leben unerwartet endet. Mit sich nimmt sie ein Geheimnis: Rudi hat Krebs im Endstadium. Doch sie schweigt und überredet den pedantischen Beamten zu einem Besuch bei den Kindern in Berlin. Doch in deren Welt ist kein Platz für die provinziellen Eltern. Als Trudi plötzlich stirbt, bringt es Franzi, Freundin von Tochter Karolin, auf den Punkt: „Vielleicht war da noch eine andere Frau in ihr.“ In seiner Verzweiflung reist Rudi nach Japan zu seinem Sohn – und damit in das Land, von dem Trudi immer geträumt hat. Dort wollte sie den japanischen Butoh-Tanz studieren. Nach einigen Anfangsschwierigkeiten öffnet sich der kleinbürgerliche Bayer schließlich und taucht ein in eine Welt, die ihm Trudi näher bringt, als sie es zu Lebzeiten je war ...

Doris Dörrie hat mit „Kirschblüten – Hanami“ einen Film geschaffen, der mit seiner kraftvollen Bildsprache auch ohne viele Worte zu berühren weiß. Eine tragende Rolle spielt aber auch Protagonist Elmar Wepper, dem viele einen solchen Part nicht zugetraut haben. Mit bewundernswerter Leichtigkeit streift er sich die Haut des trauernden Rudi über, der auf seiner Reise in die Fremde zu sich selbst und zu seiner verstorbenen Frau findet. Brillant! (km)

Macht Erfolg glücklich?

▸ „Becks letzter Sommer“ wird erzählt von Debütant Wells

Ist es rechtens, dass man seine Ansprüche an ein gutes Buch automatisch mit dem Alter des Autors nach unten schraubt? Wenn ja, dann übertrifft Benedict Wells mit seinem Debütroman „Becks letzter Sommer“ solche Erwartungen – schließlich stellte er das Buch mit gerade einmal 23 Lenzen fertig. Und trotzdem: Sind solche Boni gerechtfertigt? Nein! Im Grunde ist es gleichgültig wie alt ein Schriftsteller ist. Bücher müssen fesseln, unterhalten, berühren, in eine andere Welt entführen. Gerade das gelingt Wells am Anfang seiner Geschichte um den angeödeten Münchner Lehrer Robert Beck nicht so recht. Beck, eigentlich Musiker, entdeckt das Gitarrengenie Rauli Kantas aus Litauen und wittert seine Chance, es im Musikbusiness doch noch zu etwas zu bringen. Dennoch vermag Raulis Talent ihn nicht über seine eigene Mittelmäßigkeit hinwegzutrösten. Zu allem Überfluss verliebt Beck sich auch noch in Lara, die bald auf die Modeschule nach Rom gehen wird ... Wells erzählt simpel aber gewitzt Becks Odys-see zwischen Freundschaft und Liebe, Vergan-genheit und Zukunft. Teils rührend, teils skurril, erfüllt er seine Romanfiguren mit Leben. Nach dem mittelmäßigen Beginn kriegt er doch noch die Kurve: So bietet der Roman neben manch infantilem Blödsinn auch tiefsinnige, philosophische Momente. Kurzum: Anspre-chendes Debüt – gerne mehr davon! (km)

Webtipp: Freunde finden

▸ Neu in Lüneburg? Kontakte übers Internet knüpfen

Für viele Erstsemester beginnt gerade ein neuer Lebensabschnitt. Weit weg von Zuhause, hinein in eine neue Stadt und eine neue Welt. Schon am ersten Tag an der Uni macht man erste Bekanntschaften, einige davon werden später zu Freunden. Doch – und das gilt nicht nur für Studienanfänger – der Campus ist nicht die alleinige Begegnungsstätte, will man neue Leute kennen lernen. Neben realen Schauplätzen des täglichen Lebens finden sich auch in der virtuellen Welt des Internets viele Möglichkeiten, auf Menschen zu treffen, denen man auf herkömmlichem Wege niemals begegnen würde.

Während Plattformen wie *StudiVZ.net* eher dem Zeitvertreib und der Pflege bereits bestehender Bekanntschaften dienen, zielt *NewinTown.de* darauf ab, vor allem Zugezogenen neue Kontakte zu ermöglichen. Das anzulegende Profil ist dabei angenehm auf das Wesentliche reduziert – Firlefanz wie Fotoalben etc. sind Fehlanzeige. Man füttert es mit ein paar Basics und kann dann sofort auf die Suche nach Gleichgesinnten gehen. Egal, ob man die Freundschaft fürs Leben sucht oder nur einen Squashpartner – alles ist möglich. Wer dagegen einen bestehenden Freundeskreis ausbauen oder einfach mal schauen will, wer wen über wen kennt, wird bei *Lokalisten.de* fündig. Allerdings sind hier auch wesentlich genauere Angaben notwendig. (km)

Impressum

Herausgeber:
Univativ – Das Lüneburger Hochschulmagazin e.V.

Anschrift der Redaktion:
Scharnhorststraße 1
21335 Lüneburg
E-Mail: univativ@leuphana.de
Internet: www.uni-lueneburg.de/univativ

Redaktionsleitung: Martin Gierczak, Annika J. Höppner, Katarina Trost
Geschäftsführung und Anzeigen: Ulrike Fasbender
Presse und Öffentlichkeitsarbeit: Christina Hülsmann
Layout/Produktion: Clarissa Möller, Katharina Schultz-Ebert, Charlotte Weitz
Ständige Redaktionsmitglieder: Roland Ahrendt, Sabine Dupont, Julia Emmel, Ulrike Fasbender, Max Gabrian, Martin Gierczak, Stefanie Hilker, Annika J. Höppner, Christina Hülsmann, Svenja Kühlke, Karoline Mohren, Clarissa Möller, Denise Thiel, Dorothee Torebko, Katarina Trost
Fotoreporter: Uwe Lindemann
Schlussredaktion: Karoline Mohren
Druck: Druck Grafik Service GbR Lüneburg

Redaktionssitzungen:
Nach Bedarf mittwochs,
Infos unter univativ@leuphana.de

Erscheinungsweise: vier Mal jährlich
Auflage: 2000

Die Univativ-Ausgabe 57 erscheint Ende März.
Redaktionsschluss: Ende Februar 2009

Für unverlangt eingesandte Fotos und Manuskripte wird keine Haftung übernommen.
Die Redaktion behält sich das Recht auf Kürzungen von Leserzuschriften vor.

Mumme
PERSONALDIENSTLEISTUNGEN

Ihr Personaldienstleister:
Seit über 25 Jahren sind wir als mittelständisches Familienunternehmen mit unseren 58 Standorten bundesweit für unsere Mitarbeiter und Kunden als Personaldienstleister aktiv.

Semesterferien
... und der passende Job fehlt noch?

Wir suchen:
Studenten (m/w)
mit Bereitschaft zur Schichtarbeit / Vollzeit.

Tätigkeiten:
Hilfsarbeiten im Bereich Lager und Produktion.

Wir bieten Ihnen:
Ein gutes Arbeitsklima und leistungsgerechte Bezahlung.

Interesse?
Dann freuen wir uns auf Ihren Anruf oder Ihren persönlichen Besuch.

Ihr persönlicher Kontakt:
GI Mumme Personaldienstleistungen GmbH
Rote Straße 10 • D-21335 Lüneburg
Tel.: 04131 - 24 44 20

Bitte nutzen Sie die Möglichkeit unserer Online-Bewerbung auf unserer Homepage unter:

www.mumme.de